

Die gestrengen Sittenrichter.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



Sie mieden sich in Hof und Stalle,
Und wo sie sonst einander sah'n.
Der Bello floh des Peters Krallen
Der Kater mied des Pudels Bahn.

Doch heut am Kellerfenster trafen
Sich Beide ganz von Ungefähr.
Der kluge Peter schien zu schlafen,
Der Bello sprang des Wegs daher.

Ha, wie des Katers Auge bligte,
Als er den Feind vor sich erkannt.
Doch da das Gitter Beide schützte,
Hielt Einer vor dem Andern Stand.

Heut konnten sie es endlich wagen,
Da Jeder völlig sicher war,
Die Meinung sich einmal zu sagen,
Ganz ohne Umschweif, herb und klar.

„Du Leckermaul, du glatter Schmeichler!“
Rief Bello, der in Hitze kam.
„Du Taubendieb, du schnöder Heuchler,
Du Räjscher ohne Ehr' und Scham!“

„Was?“ rief der Peter, der nicht länger
Sich halten konnt'. „Juckt dir das Fell?
Du Bettelbub! Du Wurstefänger!
Du Bratendieb! Du Raubgesell!“

Da kam der Pächter mit dem Stöcken;
Nun sah es schlimm für Beide aus.
Der Peter fuhr zurück mit Schrecken,
Der Bello schlüpfte in das Haus.

„Dem hab' ich's gut gesagt!“ sprach Peter,
Und Bello: „Na, der denkt an mich!“
Doch wenige Minuten später
Der Kater schon zum Milchtisch schlich.

Des Pächters Rahm ließ er sich schmecken
Und fand den Raub recht süß und frisch,
Und Bello stahl sich einen Becken
Mit jedem Sprung vom Frühstückstisch.

„Pud!“ brummt der Hofhund, der vom Hause
Den Jank der Beiden angehört,
Und sie nun sah beim frechen Schmause:
„Die Schlingel sind einander werth!“

Wie die Vöglein singen lernten.

Von Victor Blüthgen.

Mit einer Bignette nach Ludwig Richter.



Die Vöglein irrten in dem Wald,
 Dem öden Wald herum;
 Sie sprangen bald, sie flogen bald,
 Doch alle waren stumm.
 Sie hörten Stimmen klingen
 So viel in Feld und Ried:
 Sie wollten gerne singen,
 Und fanden doch kein Lied.

Das Englein sprach: „Ich merke wohl,
 Wie ich euch helfen kann!“
 Es schnitzte sich ein Pfeiflein hohl
 Und hub zu pfeifen an.
 In Läufern 'rauf und 'runter,
 In Trillern laut und leis —
 So pfiß er süß und munter
 Ein Lied zu Gottes Preis.

Da kam ein Englein durch
 den Busch
 Vom blauen Himmelsaal,
 Dem flogen nach mit Hui
 und Husch
 Die Vöglein allzumal.
 Und wo er auf der
 Reise
 Ausruhte dann und
 wann,
 Da saßen sie im Kreise
 Und sahn ihn traurig an.



Da that das Schnäblein auf
 die Schaar,
 Das Herzchen schwoh vor
 Lust,
 Da kam so lieb, da kam so klar
 Das Stimmchen aus der
 Brust.
 Sie stimmten in das Klingen
 Bald den, bald jenen Ton,
 Im Trillern und im Singen
 Das Englein flog davon.

Und gehst du in dem grünen Wald,
 Und Feld und Flur entlang,
 Und hörst, wie alles jauchzt und schallt
 Von muntren Vöglein Sang,
 So denk: zu Gottes Ehren
 Erklingt die süße Weis',
 So denk: es thät' sie lehren
 Ein Englein auf der Reis'.

Der Schlosser von Philadelphia.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von

W. Biethe.

Original-Zeichnungen von Julius Kleinmichel.



1.
 In der großen und schönen Stadt Philadel-
 phia lebte vor einer Reihe von Jahren
 der Schlossermeister Amos Sparks, ein
 sehr fleißiger und geschickter Mann. Er
 verstand sein Handwerk aus dem Grunde, so daß er
 nicht bloß die gewöhnlichen Arbeiten, die täglich da-
 rin vorkommen, sauber und wohl gelungen ausführte,

sondern auch den schwierigsten Anforderungen des-
 selben genügte. In seinem Laden waren die kunst-
 vollsten Schlösser aller Art zu sehen, an denen sich
 selbst die erfahrensten und tüchtigsten Meister der
 Stadt oft vergeblich versuchten. Sparks dagegen
 wußte jedes Schloß, nachdem er es kaum gesehen,
 in wenigen Augenblicken mit der größten Leichtigkeit
 zu öffnen. Auch alle die übrigen Arbeiten, die in

sein Fach schlugen, waren stets so dauerhaft und preiswürdig, daß er sich dadurch die volle Zufriedenheit aller seiner Kunden erwarb. In seiner Werkstatt arbeiteten darum täglich sechs bis acht Gesellen unter seiner Aufsicht. Da loderte das Feuer so lustig und hell, da stöhnte der Blasebalg so geschäftig, da hämmerten und feilten, da klopften und raspelten die fleißigen Hände vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Muntere Reden oder frische, fröhliche Lieder begleiteten fast immer die Arbeit. Meister Sparks aber ging allen seinen Gesellen eifrig und treulich voran. Er war der Erste und der Letzte bei dem Tagewerke und wußte selbst die Trägen und Lässigen durch sein stilles Beispiel wie durch freundliche Worte zu ermuntern und anzutreiben. Und dennoch war es ihm kaum möglich alle die Arbeiten zu schaffen, die täglich in großer Menge bei ihm bestellt wurden.

Unser Schlosser war auch ein glücklicher Mann. Er hatte ein wackeres, treues Weib, die sein Hauswesen mit allem Fleiße versorgte und ihm in guten und bösen Tagen mit herzlicher Liebe zur Seite stand. Judith Sparks war so recht eine von den Frauen, deren Lob der König Salomo singt, wenn er spricht: „Wem ein tugendhaftes Weib bescheeret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leidens sein Leben lang.“ Drei wohl-erzogene und wohlgerathene Kinder waren der beiden Ehegatten Stolz und Freude. Die älteste, sechzehnjährige Tochter, Mary, war sinnig und sanft, der Mutter treue und geschickte Gehülfin. Die vierzehnjährige Ellen dagegen war durch ihr munteres und fröhliches Wesen so recht der Liebling des Vaters geworden, dem sie auch die sorgenschwere Stirn, wenn es einmal nöthig wurde, durch heitere Worte und herzliche Liebkosungen am allerbesten zu glätten verstand. Und der zwölfjährige George war ein wackerer Junge, der sich in der Schule durch seinen regen Fleiß und seine guten Gaben auszeichnete und seine Freistunden am liebsten in der väterlichen Werkstatt zubrachte, wo er den Arbeitern mit aufmerksamem Auge zusah und ihnen so manche Handreichung leistete. Er war ganz glücklich, wenn der Vater ihn um des Willen lobte, und Meister Sparks hatte darüber seine Herzensfreude und dachte schon jetzt mit Wohlgefallen daran, daß der Sohn einmal in seine Fußstapfen treten und dem väterlichen Namen alle Ehre machen sollte.

Der Schlossermeister wohnte mit seiner Familie ganz allein in einem kleinen, aber hübschen Hause, welches er von dem Besitzer desselben gemiethet

hatte. Das Häuschen sah schon von außen behaglich, sauber und freundlich aus, und war auch im Inneren sehr gemüthlich eingerichtet. Hinter demselben lag ein anmuthiger Garten von ziemlichem Umfange, der gut im Stande gehalten wurde und im Sommer manches schöne und schattige Ruheplätzchen gewährte. Das war eine Annehmlichkeit, die sich Sparks bei seinem blühenden Geschäfte und seinen reichen Einnahmen gern gönnen und leicht gewähren konnte. Er war auch ganz der Mann dazu, die damit verbundenen Freuden zu würdigen und zu genießen. Er kannte kein Vergnügen außerhalb seines Hauses und seiner Familie. Seine liebste und beste Erholung fand er daheim, wo er während der freien Stunden, die ihm vergönnt waren, entweder draußen im Garten oder drinnen in der behaglichen Stube verweilte. Da saß er dann in dem trauten Kreise seiner Lieben und redete mit seinem alten Vater, einem ehrwürdigen Greise von siebenzig Jahren, der im Hause des Sohnes seinen friedlichen und schönen Feierabend verlebte, von allem, was sich in der Werkstatt oder draußen in der Welt ereignete, und besprach mit seinem treuen Weibe die Angelegenheiten der Familie und des Hauses. George erzählte dazwischen, was er in der Schule oder auf der Straße erlebt hatte, und die beiden Mädchen gaben ihr sinniges und fröhliches Wort dazu. Man konnte sich kaum einen gemüthlicheren und glücklicheren Kreis denken, als er täglich um den wackeren Schlossermeister sich sammelte. Das wußten auch alle Nachbarn, welche die Familie kannten. Kurz, Amos Sparks war ein von Gott gesegneter Mann. Er nährte sich treulich und reichlich von der Arbeit seiner Hände. In seinem Hause blühte ihm ein stilles und schönes Glück, und alle seine Nachbarn achteten und liebten ihn wegen seiner Leistungen und seines rechtschaffenen Wandels.

2.

Nicht weit von unserm Schlossermeister wohnte der reiche Kaufmann Drummond. Derselbe war eines Tages fast den ganzen Vormittag hindurch draußen am Hafen und auf seinen Schiffen gewesen, um dort die mit dem Ein- und Ausladen der Waaren verbundenen Arbeiten zu beaufsichtigen und zu leiten. Erst gegen Mittag war er nach Hause zurückgekehrt und sofort auf sein Comptoir gegangen, um eine Summe von einigen tausend Dollars aus seinem Geldschrank zu holen und sie nach der Bank von Pennsylvanien zu tragen. Er wollte damit einen Wechsel einlösen, der auf seinen Namen gezogen und an diesem Tage fällig war. Als er nun

vor seinen Geldschrank tritt und denselben öffnen will, kann er den dazu gehörigen Schlüssel nicht finden. Er weiß ganz genau, daß er ihn vor einigen Stunden, als er sein Haus verließ, zu sich gesteckt hat. Aber, wie sorgfältig er auch alle seine Taschen nach einander durchsucht, der Schlüssel will durchaus nicht zum Vorschein kommen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er ihn auf der Straße oder draußen auf einem seiner Schiffe verloren hat. Nun war guter Rath theuer. Der Wechsel mußte am heutigen Tage richtig und pünktlich gezahlt werden, wenn Herr Drummond nicht den bisher fleckenlosen Ruf seines Namens und seines Hauses schädigen wollte. Es war schon ein Uhr, und nach zwei Stunden wurde die Bank für heute geschlossen. Darum blieb keine Zeit mehr übrig, um den verlorenen Schlüssel zu suchen oder die nöthige Summe bei einem befreundeten Handelshause aufzutreiben. Das Letztere war sogar bedenklich, da es sehr leicht Argwohn und üble Nachrede bewirken konnte. In seiner Verlegenheit fiel dem Kaufmanne darum sofort der wackere Sparks ein, von dessen Geschicklichkeit er schon oft gehört hatte. Dies war so recht ein Fall, wo er seine Kunst beweisen konnte. Und wenn er das Schloß nicht zu öffnen vermochte, so gelang es gewiß keinem Meister in der ganzen Stadt Philadelphia.

Der Kaufmann entschließt sich darum schnell, die Hülfe des so geschickten und berühmten Mannes in Anspruch zu nehmen. Er klingelt, und einer der Handlungsdienner tritt herein, um seine Befehle zu vernehmen. Er erzählt ihm, was geschehen ist, und ertheilt ihm den Auftrag, so schnell wie möglich zu Meister Sparks zu eilen, damit derselbe den verschlossenen Geldschrank öffne. Es dauert auch nicht lange, so kommt der Schlosser mit dem nöthigen Handwerkszeuge herbei. In wenigen Minuten ist das Schloß geöffnet, und Herr Drummond erblickt mit Freuden die gefüllten Geldrollen und die Bündel Banknoten, die der eiserne Schrank in seinem Innern verbirgt und verwahrt. Er sieht nach der Uhr, es ist noch eine volle Stunde Zeit, ehe die Bank geschlossen wird. Alle seine Sorgen sind nun gehoben, und er kann den Wechsel pünktlich einlösen und zahlen. Er ist auch gern bereit, dem wackeren Manne, der ihm durch seine schnelle und geschickte Hülfe einen so großen Dienst erwiesen hat, sich dafür erkenntlich zu beweisen, und fragt darum freundlich: „Was bin ich Ihnen schuldig, Meister?“

„Fünf Dollars“ (einundzwanzig Mark und etwas darüber nach unserem Gelde), erwidert dieser ruhig.

Das scheint aber dem reichen Manne doch zu viel gefordert, und er ruft verwundert aus: „Was? Fünf Dollars? Mann, Sie sind wohl nicht recht klug. Die ganze Arbeit hat ja kaum fünf Minuten gedauert. Ich denke, wenn ich Ihnen fünf Schillinge (fünf Mark) dafür gebe, so ist das leicht genug verdient und gut genug bezahlt.“

„Es ist wohl wahr,“ antwortete der Schlosser, „daß ich nur einige Minuten dazu gebraucht habe. Aber Sie müssen auch bedenken, lieber Herr, daß ich manches Jahr daran habe lernen müssen, um diese Arbeit überhaupt, geschweige in so kurzer Zeit, leisten zu können. Der Besuch eines Arztes dauert oft nicht einmal so lange und hilft manchmal gar nichts, und dennoch läßt er sich in vielen Fällen den gemachten Weg und den gegebenen Rath noch viel theurer bezahlen. Sie sollten darum auch meine Arbeit nicht nach der Zeit schätzen, die ich darauf verwandt habe, sondern nach dem Werthe, den sie in Ihren Augen hat und haben muß.“

Der Kaufmann lächelte spöttisch und sprach: „Ich sage Ihnen ja, Meister, die Arbeit ist für mich fünf Schillinge werth, und ich denke, daß Ihre Mühe damit hinreichend bezahlt ist. Für das Geld kann ich mir sehr gut einen neuen Schlüssel zu dem Schranke machen lassen, und es ist ja auch leicht möglich, daß der alte sich wiederfindet.“

Sparks erwiderte ruhig: „Zu dem Einen wie zu dem Andern war aber heute keine Zeit. Wenn ich Ihre Verlegenheit hätte benutzen wollen, so durfte ich die Bezahlung nur vorher fordern, ehe ich überhaupt an die Arbeit ging. Sie wußten recht gut, daß kein anderer Schlosser in der Stadt Ihnen den Geldschrank so leicht und schnell öffnen konnte, und würden mir gern zehn Dollars gegeben haben, wenn ich sie vorher von Ihnen verlangt hätte.“

„Zehn Dollars! Es ist wohl in Ihrem Kopfe nicht ganz richtig, Meister!“ rief Herr Drummond. „Wenn Sie aber meinen, daß ich mich so ohne weiteres von Ihnen pressen lasse, so haben Sie sich doch betrogen. Hier sind fünf Schillinge, und damit ist die Sache abgemacht. Wollen Sie das Geld nicht nehmen und meinen Sie, daß Sie mit Zug und Recht eine größere Summe fordern können, so verklagen Sie mich, wann und wo es Ihnen beliebt. Jetzt aber habe ich keine Zeit, um mich weiter mit Ihnen einzulassen.“

„Ich habe noch keinen Menschen bisher verklagt,“ antwortete Sparks, „sondern bin, Gott sei Dank, mit allen Leuten in Frieden und Ehren ausgekommen. Was ich von Ihnen verlange, ist wahrlich

nicht zu viel. Sie können die Summe bezahlen, und sollen Sie auch bezahlen!"

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als er die Thür des Geldschrankes ergriff und sie schnell wieder zuwarf. Die Riegel des Schlosses fuhrn krachend in die starken Klammern, und alle die Schätze, welche so eben erst das Tageslicht erblickt hatten, waren mit Einem Schlage wieder verschwunden. Der Kaufmann war zuerst ganz versteinert, und erholte sich nur allmählich von seinem Schrecken. Er sah den Schlosser mit verlegenen Mienen an und blickte dann ängstlich auf die Uhr an der Wand. Es fehlten nur drei Viertelstunden, so wurde die Bank geschlossen. Der Angstschweiß trat auf seine Stirn, als er bedachte, daß er nun schließlich doch die Zeit versäumen und dadurch den guten Ruf eines zahlungsfähigen Mannes verlieren könnte. Was war zu thun? Zuerst versuchte er es mit Scheltworten, die zornig und in großer Fülle aus seinem Munde sich ergossen. Aber er merkte bald, daß er damit gar nichts ausrichtete. Sparks erwiderte ganz ruhig: „Der Schrank ist und bleibt verschlossen, wie ich ihn gefunden habe. Sind Sie der Meinung, daß ich Ihnen ein Unrecht zugefügt habe, so verklagen Sie mich, wann und wo es Ihnen beliebt. Jetzt aber habe ich keine Zeit, um mich weiter mit Ihnen einzulassen.“

Er wandte sich bei diesen Worten kurz und schnell um, und wollte so das Zimmer verlassen. Da beann sich Herr Drummond noch zur rechten Zeit. Es blieb ihm freilich auch gar keine Wahl. Die Männer in der Bank und alle Kaufleute der Stadt, das wußte er ganz genau, würden es sicherlich hinter seinem Rücken einander leiser oder lauter zuflüstern, daß er den Schlüssel nur um deswillen verloren habe, weil ihm das nöthige Geld zur Zahlung des Wechsels gefehlt hätte. Und das konnte, das durfte er sich nicht nachsagen lassen, wenn er seinen guten Ruf als Kaufmann nicht auf das Spiel setzen wollte. Er rief also den Schlosser zurück, hielt ihm die geforderte Summe hin, und bat ziemlich kleinlaut: „Hier, lieber Meister, sind die fünf Dollars. Wir wollen uns darüber nicht mehr streiten. Deffnen Sie mir nur so schnell wie möglich den Geldschrank.“

„Jetzt muß ich zehn Dollars haben“, antwortete Sparks. „Es ist mir wahrhaftig nicht um das Geld zu thun. Ich will keinen Pfennig davon behalten, sondern es den Armen schenken. Aber Sie wollten mich um den redlich verdienten Lohn meiner Arbeit bringen und mich noch obenein in einen Prozeß verwickeln. Dafür müssen Sie Ihre Strafe haben,

und ich denke, das wird Ihnen für die Zukunft eine gute Lehre sein.“

Der Kaufmann wollte darüber wieder von neuem zornig aufbrausen; aber ein Blick nach der Uhr belehrte ihn, daß schon wieder einige Minuten verflossen waren und er keine Zeit mehr zu verlieren hatte. Er beann sich darum keinen Augenblick, sondern legte schnell und schweigend, wenn auch mit saurer Miene, die geforderte Summe hin. Sparks zählte die Dollars ruhig und bedächtig nach, und steckte sie sodann gemächlich in seine Tasche.

„Um des Himmels willen, machen Sie schnell, Meister!“ rief Herr Drummond. „Ich wollte lieber tausend Dollars geben, als daß die Bank geschlossen würde, ehe ich meinen Wechsel dort bezahlen könnte.“

„Das wußte ich wohl“, erwiderte der Schlosser ernst und ruhig. In seinem Herzen aber war kein Fünkchen von Schadenfreude. Die Strafe, die er dem stolzen, reichen Manne zugedacht hatte, war seiner Meinung nach völlig genügend. Er machte sich darum schnell an die Arbeit, und in wenigen Minuten war der Geldschrank wieder geöffnet. Er grüßte sodann sehr höflich und ging fort. Drummond zählte schnell die erforderliche Summe ab und eilte sofort nach der Bank, die er auch kurz vor ihrem Schlusse erreichte. Der Wechsel war bezahlt, sein guter Ruf war gerettet. In seinem Herzen aber grollte er seitdem dem wackeren Sparks, der ihn in so empfindlicher Weise gestraft und ihn, wie er meinte, um eine so bedeutende Summe kaltblütig gebracht hatte.

3.

Wenn wir den Vorgang, der sich dort in dem Hause des reichen Kaufmanns ereignete, ausführlich erzählt haben, so ist daraus keinesweges der Schluß zu ziehen, daß wir das Benehmen des Schlossermeisters bei dieser Gelegenheit vollständig billigten. Wir erzählen nur, was und wie es wirklich geschehen ist, und wir werden später sehen, daß dieses an sich ziemlich unbedeutende Ereigniß so recht in unsere Geschichte gehört und in derselben eine wichtige Rolle spielt.

Es waren seitdem einige Wochen vergangen, und Sparks hatte den Vorfall längst wieder vergessen. Ihm lagen jetzt ganz andere und viel wichtigere Sorgen wie eine schwere Bergeslast auf seinem Herzen und Gewissen. Er hatte nämlich vor Jahren als Lehrling und Gesell in dem Hause eines wackeren Meisters, Namens Flighter, gearbeitet. Sowohl der Mann selbst als auch seine brave Gattin hatten ihm viele Liebe bewiesen. Er dachte noch gern an jenes Haus zurück und erinnerte sich mit

dankebarer Nührung aller der Wohlthaten, die er dort empfangen hatte. Beide Eheleute waren schon seit einigen Jahren todt und hatten nur einen einzigen Sohn hinterlassen. Als der alte Flighter auf seinem Sterbebette lag, hatte er unsern Meister zu sich kommen lassen und ihn unter Thränen gebeten, daß er sich seines armen Knaben wie ein Vater annehmen und ihn zu einem rechtschaffenen und tüchtigen Menschen erziehen möchte. Sparks hatte dies seinem alten, braven Lehrherrn mit Mund und Hand versprochen, und es war sein redlicher Wille gewesen, das gegebene Versprechen auch mit allen Kräften und in aller Treue zu erfüllen. Er hatte den verwaisten Knaben nach dem Tode des

Vaters in sein Haus aufgenommen und mit seiner Frau demselben alle mögliche Liebe bewiesen. Dies war den beiden Ehegatten auch nicht schwer gefallen. William Flighter war ein frischer und aufgeweckter Knabe von offenem Gemüthe und guten Gaben gewesen. Er hatte etwas Tüchtiges gelernt, so daß

Meister Sparks mit seinem Lehrling sehr zufrieden und auf ihn sogar nicht wenig stolz war. Auch als Gesell war der Jüngling in dem Hause seines Vormundes geblieben und war von dem Schlossermeister und seiner Frau stets wie ihr eigener Sohn gehalten und behandelt worden. Er aß an ihrem Tische, er gehörte zu ihrer Familie, er schlief mit ihrem George in einer und derselben Kammer. In dem ersten Jahre seines Gesellenstandes war William fleißig und ordentlich geblieben und hatte sich bei seinem Meister sichtlich wohl gefühlt. Seit mehreren Wochen aber war es mit ihm leider ganz anders geworden. Der Gesell zeigte sich zerstreut und träge bei der Arbeit. Man sah es ihm an, daß er keine Lust dazu und keine Freude daran hatte, sondern ganz anderen Gedanken nachhing. Er that wohl, was er sollte und mußte,

aber nur mit unwilligem und verdrossenem Wesen. In der Familie, wo er so viele Liebe bisher erfahren und sich so glücklich gefühlt hatte, ließ er sich nur bei den täglichen Mahlzeiten blicken. Seine Freistunden brachte er in der letzten Zeit fast immer außerhalb des Hauses zu, und niemand wußte, wohin er ging und wann er wieder zurück kam. Ja, der Meister hatte den entschiedenen Verdacht, daß er des Nachts heimlich sein Bett und das Haus verließ, obwohl er ihn trotz aller Mühe auf diesen seinen Schleichwegen niemals hatte ertappen können.

Sparks hatte den jungen Mann zu verschiedenen Malen mit allem Ernste und in aller Liebe gewarnt und ermahnt. Er hatte ihn an das Ver-

sprechen erinnert, welches er dereinst seinem sterbenden Vater gegeben hatte und seinerseits treu und redlich halten wollte. Er hatte ihm die Gefahren mild und eindringlich vorgestellt, denen er bei seinem Thun und Treiben entgegen ging, und ihn herzlich gebeten, ihm doch, wie früher, Vertrauen und Liebe zu beweisen. William



hatte die treugemeinten Ermahnungen und Bitten seines Meisters immer schweigend und mit niedergeschlagenen Augen angehört, sich aber durchaus nicht gebessert. Er zeigte fortwährend dieselbe Unlust bei der Arbeit, und sobald die Freistunde schlug, verließ er regelmäßig die Arbeit und das Haus, so daß man ihn immer seltener in dem Kreise der Familie erblickte. Das war es, was unsern braven Sparks tief bekümmerte. Sein alter Vater und seine Frau redeten ihm unaufhörlich zu, doch den Burschen zu entlassen, der ihm so viele Noth machte und so große Sorgen bereitete. Er hatte selbst zuweilen nicht übel Lust, seine Hand von ihm abzuziehen und ihn aus seiner Werkstatt zu weisen. Aber das Versprechen, das er seinem sterbenden Lehrherrn dereinst gegeben, lag ihm auf dem Herzen und Gewissen.

Er konnte und wollte den Jüngling nicht von sich stoßen, weil er wußte, daß er dann allen Versuchungen der großen Stadt preisgegeben war und dem Verderben rettungslos entgegenging. Es war und blieb darum sein heiliger und redlicher Wille, zu wachen und zu warnen, so lange und so gut es anging, und den Erfolg seiner Bemühungen der Gnade Gottes zu überlassen.

Heute Abend hatte William Flighter mit der Familie seines Meisters zu Tische gegessen und war sodann, indem er ein leichtes Unwohlsein vorschickte, auf seine Kammer gegangen. Auch die beiden Mädchen und George hatten sich gegen zehn Uhr niedergelegt. Nur der Hausherr war mit seinem Weibe und dem alten Vater noch ein Stündchen aufgeblieben, um einige häusliche Angelegenheiten mit ihnen zu besprechen. Die Unterhaltung hatte länger gedauert, als man es anfänglich vermuthet und beabsichtigt hatte. Es schlug eben Mitternacht auf dem benachbarten Kirchturme. Da war es den Dreien, als ob sie auf der Treppe leise Fußtritte vernähmen und sodann die Hausthüre sich öffnete. Die Hausfrau fuhr erschrocken in die Höhe und rief: „Das ist sicherlich William! Er schleicht sich fort, um die Nacht, Gott weiß wo, in schlechter Gesellschaft zu verbringen.“

Der Schlosser zündete schnell ein Licht an und ging hinauf nach der Kammer, wo der Gefell mit dem Sohne des Hauses schlief. Nichtig, sein Bett war leer, und es unterlag gar keinem Zweifel, daß er sich leise fortgeschlichen und das Haus heimlich verlassen hatte. Sparks ging schnell wieder hinunter in das Wohnzimmer, erzählte, was er gesehen hatte, und griff sofort nach Mantel und Mütze, um dem Jüngling auf seinem nächtlichen Wege zu folgen und ihn, wo möglich, wieder zurückzuholen.

Es war eine sehr unfreundliche Nacht. Der Wind blies heftig und rauh, und der Himmel war mit dunklen Wolken umzogen, die ab und zu kalte Regenschauer ergossen. Die Flammen der Straßenlaternen flackerten unruhig hin und her, und leuchteten nur matt und düster durch die Finsterniß. Als Sparks aus seinem Hause trat, glaubte er eine Gestalt zu bemerken, die eben in der Ferne um die Ecke der Straße bog. Das war gewiß niemand anders, als der leichtsinnige William! Er eilte so schnell und leise wie möglich dem einsamen Wanderer nach. Er folgte ihm von Straße zu Straße, aber er konnte ihn lange nicht einholen. Endlich kam er ihm allmählich näher und wurde in seiner Vermuthung, daß es der Gesuchte wäre, durch seinen Gang und seine Haltung bestärkt. Da bog der Un-

bekante wieder um eine Ecke, und als unser Schlosser an dieselbe Stelle kam, war die Gestalt verschwunden. Er sah sich aufmerksam und scharf nach allen Seiten um, so weit es die Finsterniß gestattete, aber so sehr er auch seine Augen anstrengte, er konnte den Flüchtling nirgends entdecken. Es war kein Zweifel, daß der Gesuchte hier in der Nähe in ein Haus gegangen war und sich auf diese Weise seinen Blicken entzogen hatte.

Sparks kannte die Gegend, in welcher er sich befand, ganz genau. Hier erhob sich der stolze, palastähnliche Bau der pennsylvanischen Bank. Und dort lagen einige Bier- und Weinhäuser, die wegen der Gesellschaft, die sie zu besuchen pflegte, nicht im besten Rufe standen. Die Fenster waren erleuchtet, eine lärmende Musik und ausgelassener Jubel klangen von dort her zu seinen Ohren. Dorthin war der leichtsinnige, der verblendete William sicherlich gegangen, um die Nacht hindurch zu schwelgen und zu schwärmen. Das war es, was ihm alle Lust zur Arbeit benahm und ihn aus dem stillen, trauten Familienkreise trieb, der ihn so liebevoll aufgenommen hatte! Das war es, was ihn so mürrisch und verdrossen machte, seine Kraft verzehrte und seine Seele vergiftete! Meister Sparks besann sich, ob er in die Häuser dort hineingehen, den Gefellen aufsuchen und ihn wieder heimführen sollte. Er wußte, daß die ausgelassene Gesellschaft ihn nur mit Spott und Hohn empfangen würde. Aber das war es nicht, wovor er sich fürchtete. Er sagte sich selbst, daß der verirrte und verführte Jüngling aus falscher Schaam vor seinen bösen Freunden ihm nur um so hartnäckiger widerstehen, und daß sein Herz sich gegen die wohlmeinende Zucht treuer Liebe dann nur um so trotziger verhärten würde. Vielleicht, daß er sich selbst in der wilden Gesellschaft bald unheimlich fühlte und aus eigenem Antriebe das Haus des Leichtsinns verließ. Vielleicht, daß er ihn dann einsam und allein bei der Hand nehmen und ein Wort ernster und liebevoller Warnung mit ihm reden konnte. Er beschloß, eine Weile hier zu bleiben und auf die Rückkehr des Gefellen zu warten.

Kaum hatte der wackere Meister sich dies vorgenommen, als er die Fußtritte eines Kommenden hörte. Er wollte sich zu so später Stunde hier nicht sehen und erkennen lassen, und drückte sich aus diesem Grunde so dicht wie möglich in die Ecke einer Thürnische. Seine Bewegung war aber doch wohl bemerkt worden, denn der Mann, welcher eben vorübergehen wollte, blieb stehen und sah sich mit forschenden Blicken um. Eine Laterne warf ihr mattes Licht in den Schlupfwinkel, wo sich unser

Freund verberg. Der Fremde rief: „Seid Ihr es, Meister Sparks? Was hat Euch denn zu so später Stunde hierher getrieben?“

Sparks kannte die Stimme recht gut, die er hörte. Es war sein Nachbar, der Tischler Harrison, der ihn also fragte. Aber er beschloß, sich ganz still und schweigend zu verhalten. Er wollte sein edles Vorhaben nicht erzählen, um den armen, verblendeten Sohn seines wackeren Meisters nicht in der Leute Mund zu bringen, und hoffte, daß der unwillkommene Zuschauer ihn dann um so schneller verlassen würde. Dies geschah auch wirklich, wie er es sich gedacht hatte. Harrison schüttelte verwundert den Kopf und ging dann seines Weges weiter, indem er nur noch die Worte sagte: „Nun, ich sehe, daß Ihr nicht gestört sein wollt, Meister Sparks. Vielleicht erzählt Ihr mir morgen freiwillig, was Ihr hier an diesem Orte nach Mitternacht gesucht habt.“

Die Schritte des Tischlers verhallten weiter und weiter in der Ferne. Sparks trat aus seinem Schlumpfwinkel hervor und blickte wieder spähend nach den erleuchteten Fenstern, hinter denen er den Jüngling vermuthete. Da öffnete sich die Thüre des einen Hauses, und eine Gestalt trat heraus. In dem Lichterglanze, der einen Augenblick in die nächtliche Finsterniß hinaus fiel, konnte er die Umrisse ziemlich deutlich erkennen. Das war niemand anders als William Flighter! Der Schlosser eilte, um den so lange und so schmerzlich Gesuchten, der sich schnell nach der entgegengesetzten Seite der Straße hin entfernte, so bald wie möglich einzuholen. Aber dieser mochte die Schritte seines Verfolgers vernehmen und beschleunigte nun seinen eigenen Gang, um jede Begegnung zu vermeiden. Diesmal jedoch wollte sich unser Meister den Flüchtling nicht wieder entgehen lassen. Er lief desto schneller, um den Eilenden zu erreichen. Ein herabhängender Baumast streifte ihm die Mütze von seinem Kopfe. Er hatte keine Zeit und keine Lust, sie in der Dunkelheit lange zu suchen, da er durch den damit verbundenen Aufenthalt den Jüngling wieder aus den Augen zu verlieren fürchtete. Er hüllte sich um so fester in seinen Mantel und setzte die begonnene Verfolgung unaufhaltbar fort. Aber auch diesmal waren seine Anstrengungen leider vergeblich. Als er um die nächste Straßenecke bog, war die Gestalt, welcher er nacheilte, wiederum verschwunden.

Unmuthig und niedergeschlagen kehrte Meister Sparks nun nach seinem Hause zurück. Sein treues Weib und sein alter Vater waren noch munter und

erwarteten mit Spannung ausführlichen Bericht über den Erfolg seiner nächtlichen Wanderung. Er erzählte, was geschehen war, und sie bedauerten mit ihm, daß er den verirrtten Jüngling nicht eingeholt und von seinen verderblichen Wegen zurückgebracht hatte. Dann begaben sie sich allesammt zur Ruhe. Der wackere Hausvater aber konnte den ersehnten Schlaf lange Zeit nicht finden. Er gedachte mit schwerem Herzen des Versprechens, welches er seinem sterbenden Meister gegeben hatte, und fühlte mit tiefem Schmerze, daß ihm die Erfüllung desselben immer schwieriger und vielleicht ganz unmöglich wurde. Am andern Morgen wollte er den leichtsinnigen Jüngling noch einmal mit allem Ernste zur Rede stellen und ihm die Gefahren, die ihm für Leib und Seele drohten, eindringlich schildern. Er betete zu Gott, daß er ihm hierzu die rechte Kraft des Wortes und der alles überwindenden Liebe verleihen möchte, und schlief unter diesen Gedanken endlich ein.

4.

Am andern Morgen saß der reiche Kaufmann Drummond in seinem Zimmer. Er trank eben seinen Thee und las, behaglich seine duftende Cigarre rauchend, in der Zeitung. Da wurde ihm der Tischlermeister Harrison gemeldet, der auf seine Bestellung einige Möbel für ihn angefertigt hatte und dieselben jetzt abliefern wollte. Drummond ging hinaus, befah sich die gelieferten Stücke und erklärte sich mit der Ausführung des von ihm ertheilten Auftrages zufrieden. Er gab die nöthige Anweisung, wohin die Möbel gebracht und wo sie aufgestellt werden sollten, und beschied dann den Tischler, daß er hinauf nach seinem Zimmer kommen und sich sein Geld holen möchte.

Nach kurzer Zeit erschien der Meister und überreichte seine Rechnung. Drummond zahlte den Betrag und sprach noch einmal seine Zufriedenheit über die gelieferte Arbeit aus. Harrison steckte das Geld ein und wollte eben das Zimmer verlassen. Da besann er sich, kehrte noch einmal um und fragte: „Wissen Herr Drummond schon, daß in dieser Nacht die Bank von Pennsylvanien um eine sehr beträchtliche Summe in baarem Gelde und in Banknoten bestohlen worden ist?“

Der Kaufmann erschrak und rief: „Wie ist das möglich? Die Thüren und Fenster sind so fest verwahrt, und die Gelder so sicher verschlossen, daß die Diebe trotz aller Gewalt und List nicht dazu gelangen können.“

„Und doch ist es so, wie ich Ihnen sagte“, sprach der Meister. „Die ganze Stadt ist in gro-

her Aufregung über dieses Ereigniß. Es sind fünfzigtausend Dollars, welche der Dieb oder, wenn ihrer mehrere waren, die Spitzbuben gestohlen haben. Doch die große Summe ist es nicht, was unsere Mitbürger so lebhaft bewegt. Es ist vielmehr die überaus geschickte Art und Weise, mit welcher der Diebstahl ausgeführt worden ist. Die eisernen Stangen vor dem einen Fenster des Gebäudes sind allerdings gewalttham durchgefeilt. Aber die Thüren, die zur Bank führen, und der Schrank, welcher die gestohlene Kasse enthielt, sind sehr kunstvoll, und ohne jegliche Gewalt geöffnet. Man sieht aus allem ganz deutlich, daß eine sachverständige und geschickte Hand den Diebstahl unternommen und ausgeführt hat."

Drummond fragte den Meister: „Ist denn die Polizei schon davon benachrichtigt, und hat sie ihre Nachforschungen nach dem Thäter bereits begonnen?“

Harrison antwortete: „Ja freilich. Das ganze Bankgebäude und seine nächste Umgebung sind sehr sorgfältig durchsucht worden. Man hat aber weiter nichts gefunden, als eine Mütze, die auf der Straße lag und, wie man sagt, dem Schlosser Sparks gehören soll.“

„Sparks?“ rief der Kaufmann mit lebhafter Stimme und setzte dann sofort hinzu: „Nun, das wäre ja gerade der Mann, der hierzu das erforderliche Geschick besäße! Ihm ist es ja ein Kleines, jedes Schloß mit Leichtigkeit zu öffnen. Ich habe das selbst vor einigen Wochen gesehen, als ich den Schlüssel zu meinem Geldschrank verloren hatte. Es dauerte kaum einige Minuten, so hatte der Mann das sehr schwierige und kunstvolle Schloß ohne langes Besinnen und Versuchen aufgemacht. Ja, wenn es in unserer Stadt einer versteht, so ist er es vor allen andern. Und unter uns gesagt, ich traue ihm diesen Streich zu, da er mir ein geldgieriger und habfüchtiger Mensch zu sein scheint.“

Der Tischler zögerte hierauf eine Weile mit der Antwort. Endlich aber sprach er etwas verlegen und schüchtern: „Wenn Herr Drummond mich nicht verrathen wollen, so könnte ich wohl etwas erzählen. Ich habe den Meister Sparks bisher immer für einen fleißigen und rechtschaffenen Mann gehalten. Man hat auch nie etwas Unrechtes von ihm gehört, und in seiner Nachbarschaft wie in der ganzen Stadt ist er darum angesehen und geachtet. Gestern Abend ist mir aber etwas begegnet, was mich doch sehr verwundern und befremden muß. Ich hatte einen franken Freund besucht und war bis nach Mitternacht bei demselben geblieben. Als ich wieder nach Hause zurückkehrte, ging ich bei dem

Bankgebäude vorüber. Es war eine sehr dunkle und regnerische Nacht, wie die Spitzbuben sie lieben. Dennoch aber sah ich, daß sich Jemand zwischen der Thür und der Mauer des Gebäudes vor mir verstecken wollte. Ich blickte natürlich um so schärfer hin und erkannte den Mann, so sehr er sich auch in die Ecke drückte und in seinen Mantel hüllte. Es war niemand anders, als der Schlossermeister Sparks. Ich rief ihn bei seinem Namen und fragte ihn, was ihn zu so später Stunde hierher getrieben habe. Aber er wollte sich mir nicht zu erkennen geben und erwiderte kein Wort. Das fiel mir allerdings sofort auf, aber ich dachte mir weiter nichts Schlimmes dabei. Nun aber kann ich den Gedanken nicht los werden, daß der Mann dort vielleicht auf bösem Wege gewesen ist und sich darum vor mir so ängstlich versteckt hat.“

„Da seht Ihr es!“ sagte der Kaufmann. „Das ist ja ganz klar! Was hat er um Mitternacht dort zu suchen, und warum hat er Euch auf Eure Frage nicht geantwortet? Er ist der Mann, der diesen Diebstahl mit geschickter Hand ausführen konnte, und nach dem, was ich eben von Euch gehört habe, bin ich der festen Ueberzeugung, daß er ihn auch wirklich ausgeführt hat. Es ist Eure Pflicht und Schuldigkeit, Meister, Euch augenblicklich bei der Polizei zu melden und den Vorfall von dieser Nacht ausführlich zu berichten.“

„Das möchte ich nun freilich nicht“, erwiderte Harrison. „Sparks und ich haben bisher immer gute Nachbarschaft mit einander gehalten, und ich habe keine rechte Lust, ihn nun so auf einen bloßen Verdacht hin anzuzeigen und dadurch vielleicht seinen guten Ruf für immer zu vernichten.“

„Was hier, was da!“ sagte der Kaufmann ärgerlich. „Hier handelt es sich ganz und gar nicht um Eure Nachbarschaft, sondern um die Ruhe und Sicherheit unserer Stadt und ihrer Bewohner. Es ist darum Eure Bürger- und Christenpflicht, die Anzeige zu machen und der Polizei dadurch auf die rechte Spur zu verhelfen. Bedenkt doch, daß man auch seine Mütze dort gefunden hat! Das sind doch wahrlich sehr bedeutsame und schwer wiegende Zeichen. Nein, nein, Ihr dürft auf keinen Fall schweigen. Und wenn Ihr trotzdem von Euren Bedenken nicht loskommen könnt, so will und werde ich die Anzeige machen. Ihr dürft Euch aber in diesem Falle nicht wundern, wenn dann Euer Schweigen auch auf Euch ein ungünstiges Licht werfen sollte.“

Der Tischlermeister erschrak nicht wenig, als er diese Worte hörte. Er sah ein, daß er um sei-

ner selbst willen nicht schweigen dürfte, und versprach dem Kaufmanne, seinem Rathe zu folgen. Ohne weiteres Besinnen und Bedenken ging er auch sofort auf das Polizeiamt und meldete, was er in der letzten Nacht dort bei dem Bankgebäude gesehen und erlebt hatte.

Amos Sparks war an diesem Tage mit seinen Gesellen fleißig bei der Arbeit. William Flighter hatte sich, wenn auch sichtlich verlegen und verdrossen, zur rechten Zeit in der Werkstatt eingefunden. Der Meister hatte ihn nicht weiter beachtet, sondern sich im Stillen vorgenommen, nach dem Mittagessen unter vier Augen ernst und eindringlich mit ihm zu reden. Da öffnete sich die Thüre der Werkstatt, und einige Polizeibeamten traten herein. Die Gesellen blickten verwundert auf den unerwarteten Besuch. Der Hausherr ging ihnen entgegen und fragte sie voller Befremden, was sie wollten. Der eine von ihnen, der ihr Anführer zu sein schien, zeigte ihm den gerichtlichen Haftbefehl, der auf seinen Namen ausgestellt war, und forderte ihn barsch und kurz auf, ihm unverzüglich zu folgen. Die Gesellen waren allesamt erschrocken, als sie dies sahen und hörten. Meister Sparks aber, der sich keines Verbrechens bewußt war, fragte voller Enttäuschung: „Was hat dies zu bedeuten, und wessen wagt man mich zu beschuldigen?“

„Es ist hier weder der Ort noch die Zeit“, erwiderte der Polizeibeamte, „Ihnen irgend welche Rechenschaft zu geben. Ich führe nur den Befehl aus, den man mir erteilt hat. Der Richter wird es Ihnen schon sagen, weshalb man Sie in Untersuchung und Haft zu nehmen beschlossen hat. Vielleicht wissen Sie es auch schon jetzt viel besser, als ich oder irgend Jemand es Ihnen sagen könnte. Um aber jede weitere Frage von vorn herein abzuschneiden, will ich Sie nur daran erinnern, daß in dieser Nacht die Bank von Pennsylvanien um fünfzigtausend Dollars bestohlen worden ist, und daß man Sie zur mitternächtlichen Stunde unter sehr verdächtigen Umständen vor dem Bankgebäude gesehen und auch Ihre Mütze in der Nähe desselben gefunden hat.“

Die Gesellen stießen einen Ruf des Schreckens aus, als sie diese Worte hörten. Sie konnten und wollten es nicht glauben, daß ihr wackerer Meister, den sie alle so gut kannten und hoch ehrten, ein solches Verbrechen begangen haben könnte, und warteten mit großer Spannung darauf, was er selbst auf diese schwere Beschuldigung erwidern würde. Sparks aber warf sein Haupt mit edlem Unwillen

Deutsche Jugend. XIV.

in die Höhe, sah dem Beamten fest und stolz in das Auge, und sagte weiter nichts als die kurzen Worte: „Und nun beschuldigt man mich, daß ich den Diebstahl ausgeführt habe? Kommen Sie, ich bin bereit, mit Ihnen zu gehen und vor meinen Richter zu treten.“

Er ging mit den Polizeidienern aus der Werkstatt und in das Haus. In der Wohnstube saßen sein treues Weib und sein alter, ehrwürdiger Vater. Sie hatten die Beamten, als sie nach dem Hausherrn fragten, in die Werkstatt gewiesen, und warteten nun mit ängstlicher Spannung auf Nachricht, wen oder was sie dort gesucht hatten. Sparks schloß die Gattin in seine Arme und sagte so ruhig wie möglich: „Du mußt nicht allzu sehr erschrecken, liebe Judith. Diese Männer sind gekommen, um mich vor den Richter zu führen. Die Bank ist in dieser Nacht bestohlen worden, und man hat mich in der Nähe des Gebäudes gesehen und auch meine Mütze dort gefunden. Es hilft mir nichts, daß ich bisher ehrlich und fleißig gearbeitet, auch in allen Stücken treu und redlich gewandelt habe. Man hat mich trotz alledem im Verdacht, daß ich die fünfzigtausend Dollars gestohlen habe. Du weißt am allerbesten, ob dein Mann solches Verbrechens fähig ist, oder nicht. Darum sei nur ganz ruhig und getrost! Der alte Gott lebt noch, und er wird den Unschuldigen erretten und den Schuldigen schon an das Licht bringen.“

Diese Worte trafen die arme Frau wie ein Blitzstrahl, der plötzlich und schmetternd aus heiterem Himmel herniedergefahren war. Sie umschlang ihren Mann krampfhaft, als wenn sie ihn nicht aus ihren Armen lassen wollte, und fing an laut zu weinen und zu klagen. Der alte Vater, den die traurige Nachricht ebenfalls sehr erschreckt und tief gebeugt hatte, trat herzu. Er hatte sich schneller gefaßt, legte dem Sohne seine Hand auf das Haupt und sprach mit bewegter Stimme: „Geh in Gottes Namen, mein lieber Amos, und habe guten Muth! Deine Unschuld wird und muß gar bald an den Tag kommen. Denn es stehet geschrieben: „Der Herr wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rath der Herzen offenbaren.“

Die ganze Familie begleitete sodann den Angeklagten auf seinem Wege bis zum Gerichtshause. Hier konnte und wollte man ihnen natürlich den Eintritt nicht gestatten. Unter vielem Klagen und Weinen nahmen sie jetzt von dem geliebten Sohne, Gatten und Vater schmerzlichen Abschied. Er küßte sie alle auf die Stirn und drückte ihnen stumm und

tiefgriffen die Hände. Voll Theilnahme betrachtete der Schließer diese schmerzliche Scene. Er mußte seines Amtes walten. Die Pforte schloß sich hinter dem Wackeren. Tief betrübt kehrten die Seinen in ihr verödetes Haus zurück, das in so kurzer Zeit eine Stätte des bittersten Schmerzes geworden war.

Die Polizeidiener führten den Schlossermeister vor den mit der Untersuchung beauftragten Richter. Dieser begann sofort das Verhör. Er wies den Angeklagten darauf hin, daß der Diebstahl nach den vorhandenen Anzeichen ganz unzweifelhaft von sachverständiger und kunstfertiger Hand ausgeführt worden sei, und daß sich der Verdacht sofort auf seine Person habe richten müssen, da er um die

Stunde, in welcher das Verbrechen aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen, in der Nähe des Bankgebäudes gesehen, und daß zum Ueberfluß auch seine Mütze, die vor dem Richter auf dem Tische lag, dort gefunden worden sei. Hierauf fragte er ihn, ob er die angeführte Thatsache läugne oder bestreite, und wenn er sie zugebe, womit er seinen Aufenthalt an jenem

Orte und zu einer so ungewöhnlichen Stunde rechtfertigen könne.

Sparks schwieg eine Weile, nachdem der Richter ihm diese Frage vorgelegt hatte. Er besann sich, was er antworten sollte. Um ihn selbst und um sein Schicksal war ihm ganz und gar nicht bange. Er war der festen Ueberzeugung, daß sein guter Ruf und sein unbescholtener Wandel zuletzt doch jeden Verdacht von ihm entfernen müßten. Wenn er aber erzählte, was ihn aus dem Hause und auf die Straße geführt hatte, und er die hastige Flucht des Jünglings vor ihm erwähnte, dann konnte es sicherlich nicht ausbleiben, daß William Flighter jenes Diebstahls beschuldigt und auf die Anklagebank gebracht würde. Der arme Jüngling, der keine so gewichtigen Zeugnisse für seine Unschuld in die Wag-

schale werfen konnte, war dann vielleicht rettungslos verloren. Das konnte und mußte er verhüten, so lange und so weit es ihm irgend möglich war; das war er seinem wackern Meister noch im Grabe schuldig. Er antwortete darum nach längerem Besinnen ernst und kurz: „Ich läugne nicht, daß ich in dieser Nacht dort in der Straße bei dem Bankgebäude war, auch meine Mütze in jener Gegend verloren habe. Was mich aber zu so später Stunde dorthin geführt hat, kann und will ich nicht sagen. Es ist dies ganz allein mein Geheimniß, und niemand hat das Recht, die Enthüllung desselben von mir zu fordern.“

„Bedenken Sie wohl, Meister, die Worte, die Sie reden!“ warnte der Richter. „Sie sind es

mir, Sie sind es aber noch viel mehr sich selbst schuldig, in dieser Angelegenheit die ganze, volle Wahrheit zu sagen. Wenn Sie sich hierin nicht rechtfertigen, so muß der Verdacht auf Ihnen haften bleiben, daß Sie den Diebstahl begangen haben.“

Sparks antwortete: „Das muß ich mit aller Entschiedenheit bestreiten. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller

meiner Mitbürger, die mich kennen. Ich berufe mich auf den redlichen und unsträflichen Wandel, den ich seit zwanzig Jahren hier in dieser Stadt unter den Augen ihrer Bewohner geführt habe. Gott ist mein Zeuge, daß meine Hand sich noch niemals mit unrechtmäßigem Gute befleckt hat. Ich weiß auch nichts von dem, was in dieser Nacht geschehen ist. Und wenn noch viel zahlreichere und schwerere Verdachtsgründe, als die angeführten, gegen mich vorhanden wären, der allwissende Gott weiß, daß ich unschuldig bin, und es ist meine feste Zuversicht und Hoffnung, daß er mich, wenn seine Zeit und Stunde dazu gekommen ist, von dem so schweren und schmerzlichen Verdachte reinigen und meine Unschuld doch endlich an das Licht bringen wird.“



Der Richter schüttelte zweifelnd und bedenklich den Kopf. Dann wiederholte er noch einmal seine Frage: „Sie wollen also durchaus nicht sagen, was Sie in dieser Nacht in die Nähe des Bankgebäudes geführt hat?“

„Nein!“ antwortete der Schlosser.

„So werden Sie es auch begreiflich finden, daß ich für heute das Verhör schließe und Sie bis auf weiteres in Haft nehme. Vielleicht besinnen Sie sich bald auf eine andere Antwort, und dann werden wir sehen, was wir zu thun haben.“ Mit diesen Worten stand der Richter auf und klingelte. Ein Gerichtsdiener trat herein, und Sparks wurde nunmehr in das Gefängniß geführt, dessen Thüre sich alsbald hinter ihm schloß.

5.

Auf dieses Verhör folgten schwere und traurige Wochen für den wackeren Schlosser und seine arme Familie. Es war natürlich, daß seine Worte, in Verbindung mit seinem bisher so unbefohlenen Wandel, nicht ganz ohne Eindruck geblieben waren. Dem Richter kam es selbst sehr schwer an, den bisher unbefohlenen Meister eines so schimpflichen Verbrechens für schuldig zu halten. Auf seine Veranlassung bot darum die Polizeibehörde alle nur irgend verfügbaren Kräfte auf und ging allen möglichen Spuren mit großem Eifer nach, um den Thäter des Diebstahls zu entdecken. Aber alle Bemühungen, die sie in dieser Angelegenheit anwandte, waren und blieben vergeblich. Es wollte sich durchaus nichts zeigen, was den Verdacht auf eine andere Person leiten konnte. Sparks war ganz allein in jener Nacht in der Nähe des Bankgebäudes gesehen worden. Er war auch der Einzige, dem man die so geschickte Ausführung des geschehenen Raubes zutrauen konnte. Nirgends kam eine der gestohlenen Banknoten, so genau man auch aller Orten darauf achtete, zum Vorschein. Es blieb darum nur die Vermuthung übrig, daß er die That begangen und die gestohlene Summe in irgend einem Schlupfwinkel sicher verborgen hätte. Er wurde zu einem Verhör nach dem andern gerufen und vorgeführt. Immer ernster und immer dringender wurden die Fragen des Richters. Aber der Angeklagte blieb fest und beharrlich bei seiner ersten Aussage, daß er seinen Weg in jener Nacht durchaus in redlicher und wohlmeinender Absicht unternommen habe, daß er jedoch die Veranlassung zu demselben nicht entdecken könne und wolle.

Ein Umstand kam hinzu, welcher den Verdacht gegen Sparks noch verstärkte. Frau Judith war in ihrer Verzweiflung und ohne Wissen ihres Mannes

bei dem Richter gewesen und hatte demselben erzählt, was ihren Gatten in jener Nacht eigentlich aus dem Hause und auf die Straße geführt hatte. Der Richter hatte den Gesellen sofort vor sich bringen lassen und ihn ins Verhör genommen. Allein William Flighter bewies durch unverdächtige Zeugen, daß er während der ganzen Nacht in einem sehr entfernten Stadttheile sich in dem Kreise einer fröhlichen Gesellschaft befunden und dieselbe nicht einen einzigen Augenblick verlassen hatte. Sparks mußte sich also doch getäuscht haben, als er ihn auf der Straße seiner Meinung nach gesehen hatte. Die Folge davon war, daß man die Angabe der Frau nur als einen mißglückten Versuch ansah, ihren Mann, um dessen Verbrechen sie wahrscheinlich wußte, zu befreien und möglicherweise sogar einen Unschuldigen an seiner Stelle in das Gefängniß zu liefern. Die Lage des Angeklagten wurde dadurch in keiner Weise verbessert, sondern im Gegentheil nur verschlimmert. Sparks erfuhr von diesem Zwischenfall nichts.

In dem Hause des Schlossermeisters war bitteres Herzeleid eingekehrt. Frau Judith war von schwerem Grame tief gebeugt. Die Kinder gingen allesammt wie in schweren Träumen einher. Nur der alte, ehrwürdige Vater, so betrübt er auch war, ließ doch den Muth und die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang nicht völlig sinken. Er tröstete darum die trauernde Schwiegertochter mit allen den Gründen und Vorstellungen, die ihm sein frommer Glaube und sein festes Gottvertrauen in reichem Maße gewährten, und that, was er konnte, um die unglücklichen Hausbewohner zu ermutigen und zu trösten. Das wollte freilich herzlich wenig helfen. Wenn ihr armer Gatte und Vater bei ihnen gewesen wäre, so hätten sie sich vielleicht gegenseitig in treuer Liebe an einander aufrichten und erfreuen können. So aber waren und blieben sie getrennt. Der Hausvater schmachtete dort in einem ungerechten Kerker, und sie durften ihn nicht einmal sehen und besuchen. Verdacht und Mißtrauen umgaben die Glieder seiner Familie und begegneten ihnen auf allen Seiten. Und was für ein Ausgang war von dem allem endlich zu erwarten? Die Hausgenossen blickten mit banger Sorge der kommenden Entscheidung entgegen. Selbst in der Werkstatt war das muntere Leben und Treiben, welches einst darin gewaltet hatte, seit der Verhaftung des Meisters verstummt. Die Gesellen gingen gedrückt und schweigend einher. Kein fröhliches Lied, kein munteres Gespräch erklang, wie sonst, bei ihrer Arbeit. Kurz, es lag wie eine schwere, drohende Gewitterwolke über dem einst so friedlichen und glücklichen Hause.

(Schluß folgt.)

Themistokles der Zweite.

Ein Idylle von

Ferdinand Bähler.*)

Mit Original-Bezeichnung von Fedor Flinzer.



Ich saß mit meinem Knaben eines Som-
mertags
Auf leichtgefügter Rundbank unter'm Apfelbaum,
Der auf des Hügels Rücken gastlich sein Gezweig
Uns zu erwünschtem Schattendache wölbete.
Am grünen Hang hinunter glitt ein Schlangelweg
Zu eines stillen Weiher's lichtbeglänzter Fluth.
Die Weidenbüsche drängten sich zu seinem Bord
Und senkten ihre Ruthen in gefäll'gem Schwung
Bis auf den Spiegel, nippend von dem klaren Raß.
An ihnen rang die zarte Winde sich empor,
Die weißen Kelche hebend an das Sonnenlicht,
Und träumerisch umgaukelten Libellen sie
Auf feingewobnen Psycheflügeln geisterhaft.
Mitten im Weiher lag ein rundes Inselchen
Wie ein Juwel im Stahlrund eines Heldenschild's,
Vom Rohr umsäumt, das jedem Lusthauch säufelte.
Jenseit des Teiches breitete sich Wiesenland,
Noch unverletzt vom Sensenschnitt, im üpp'gen Wuchs
Der Halm' und Kräuter. Gravitätisch schritt der Storch
Dazwischen hin, doch lässig lag der Enterich
Mit seinem Volk im Grünen; unterm Fittiche
Die Häupter bergend, pfliegten sie der Mittagsruh.
Und wir auch saßen eine gute Weile so
Der Still' und Amuth hingegeben, die uns rings
Umgab, bis ich mein Bürschchen leicht am Ohre zupft'
Und in's Gesicht ihm lächelnd sagte: „Nun wohlan!
Zum Lernen, weißt du, suchten wir dies Plätzchen auf;
Laß rüstig uns an's Werk gehn, eh die Stund' entflieht.“
Und nun, der Pflicht beflissen, griffen wir zum Buch,
Das, einst hübsch eingebunden, aber viel gebraucht,
An seiner Blätter Gelsöhren sehen ließ,
Wie weit des kleinen Eigenthümers Müh und Fleiß
In seines Inhalts Urwald eingedrungen war:
Cornelius Repos Leben des Themistokles.
Nun ging's an's Uebersezen: sorgsam Wort um Wort
Mit gutem Deutsch vertauschend, und in jedem Satz
Behutsam forschend nach Subject und Prädicat,

Auch reinlich immer sondernd Haupt- und Nebenatz,
So setzten wir dem alten Autor weidlich zu,
Bis sich wie aus dem Morgengraun der lichte Tag,
Die herrlichste Geschichte Griechenlands erhob.
Als König Xerxes, zornentbrannt, voll Frevelmuth
In's schöne Hellas wälzte Asiens Völkerstrom,
Mord und Verwüstung hinter ihm, der Feuerchein
Zerstörter Städt' und Tempel, Flucht und Wehgeschrei
Weit vor ihm her sein schrecklich Rahn verkündete:
Versammelte die Bürgerschaft der Stadt Athen
Sich bang um ihren Führer, forschend, welchen Rath
Er wüßte, zu erretten Volk und Vaterland.
Wie die Erscheinung eines Gottes hell und hehr
Ob allem Volke ragend, sprach er so zu ihr.
„Seid guten Muths, Athener, höret an mein Wort,
Wie's einer mir der Himmlischen in's Herz gelegt.
Nicht auf dem Festland können wir den Feind bestehen,
Denn ungezählt ist seine Menge. Thurm und Wall
Ist ihm so wenig Hindrung, wie dem Lavaström
Des frommen Landmanns leichter Zaun und Hüttenbau.
Laßt uns die Freiheit retten auf das offne Meer,
Der Schiffe flücht'gen Kielen unser Heil vertraun.
Schaut auf: dem Aug' erreichbar winkt uns Salamis,
Das, diesen Tag vorschauend, einst Okeanos
Euch zum Ayl dem Meereschooß entsteigen ließ!
Dorthin verpflanzt das Vaterland; außs Meer! außs Meer!
Nicht diese Stadt, nicht dieser Markt, nicht jene Burg —
Wo der Athener Volk verweilt, da ist Athen!
Und wissen wir erst unsrer Greife heilig Haupt all dort,
Der Frau und Kinder theuren Hort in Sicherheit
Dort in des Eilands fluthumgürtetem Bezirk:
Dann bieten wir dem Perfer, keiner Furcht bewußt,
Auf der Triremen hohem Bord den Wettkampf an,
In Einem Alles rückgewinnend, was er nahm,
Das Vaterland, die Freiheit und die Wiederkehr.“
So sprechend riß sein kühner Geist die Bürgerschaft
Weitblickend in das ungeheure Wagniß fort.
So lang die Welt steht, preist sie des Themistokles

*) Das obige köstliche Gedicht war die letzte Gabe des heimgegangenen verehrten Mannes, unfres hochgeschätzten Mitarbeiters, dem wir so viele schöne und erhebende Gaben verdanken. Das Vaterland verlor an Professor Dr. Ferdinand Bähler einen hervorragenden Gelehrten, einen treuen Forscher auf dem Gebiet vaterländischer Sage, einen edlen Patrioten; die deutsche Dichtung einen Meister der Ballade; die treffliche Lehranstalt, das altberühmte Schulpforta, eine ihrer bedeutendsten Lehrkräfte. Möge in unsern heranwachsenden Lesern das Andenken an diesen trefflichen Mann, der ein so warmer Freund der Jugend war, dauernd fortleben; voll Dank und Verehrung wollen wir sein Bild in unsern Herzen bewahren!

Der Herausgeber.

Erhabne Flucht, vom schönsten Siegeskranz bekrönt. —
Und abermals in tiefem Schweigen saßen wir;
Nicht mehr der Reiz der Landschaft wiegete den Geist
In dunkles Träumen: einzig stand das Bild vor uns
Des Helden, der sein Volk vom Feind errettete.
Da plötzlich weckt' uns dröhnender Trompetenruf,
Und mit Erstaunen sahen wir den Enterich
Dem Niedgras hochentragend mit gestrecktem Hals
Sein schlummernd Volk erregen mit dem Schlachtsignal.
Die Federfron' auf seinem Haupte blähte sich
Wie eines Kriegers Helmbusch, wild und zornernegt,
Er schwang gleich einem Heerschild seine Fittiche,
Und jetzt — so war Horatius Cocles anzusehn —
Sprang er kopfüber tobend in den Wasserschwall.

Doch Er, der Führer, mannhaft ruhig stand er da,
Die Front hinunter seine Lieben zählt' er nach,
Und als kein theures Haupt ihm fehlte, laut erscholl
Im Hochgefühl des Sieges sein Triumphgeschrei
Mit Stentorstimme weithin über Land und Meer.
Was war geschehn? Verwundert sahen wir uns an,
Und wieder auf dem Schauplatz dieses Heldenspiels
Ging nach der Ursach forschend unser Blick umher.
Da sieh! ganz sachte seitwärts aus dem Haserfeld
Schob eines Fuchses seine Nase sich hervor;
Die Zähne fletschend, Augen voller Lüsterheit,
Geduckt, die Vorderpfoten wie zum Sprung gestreckt,
Enttaucht' er halben Leibes dem Versteck schon: —
Als er verduht das nasse Element gewahrt,



Dem Schlaf enttaumelnd, angstverwirrt, mit Jammer-
schrei

Ihm nach zum Ufer drängte sich die Entenschaar,
Wie eine Galeone, die vom Stapel läuft,
Mit breiter Brust hinunterplumpend in die Fluth,
Daß hoch die Well' aufschäumete und Ring auf Ring
In weitem Schwung die blaue Flur durchkräuselte.
Drauf zum Geschwader schnell gesammelt, ruderten
Aus aller Kraft sie jenem kleinen Eiland zu,
Es dreimal erst umkreisend, eh' sie landeten.
Wie sie sich nun auf sichrem Grund beisammensah'n,
Vom Binjenwall und Lattichblatte wohl gedeckt,
Auf athmeten sie allgemach vom Schrecknisse
Der Fahrt, und schnatterhaft erhob sich ein Gespräch
In Entensprache, welches gar kein Ende nahm,
Denn viel zu sagen gab es, viel zu fragen auch.

Das neidisch zwischen ihm und seiner Beute dort
Sich breitete. Welch feindurchdachter Angriffsplan
War ihm zu Wasser worden so mit einem Mal!
Nur einen häm'schen Blick noch warf er übers Meer
Den seligen Bewohnern jener Insel zu,
Dann leise, wie er kam, im dichten Halmenwald
Entschwand er. —

Und wir zwei Menschen, durch die Gunst des Augenblicks
Die Zeugen eines Thierepos so lust'ger Art,
Als wärs ein Blatt aus jenem schönsten Fabelbuch,
Das frohgelaunt die Fahrten Keineskes erzählt,
Wir stimmten ein homerisches Gelächter an,
Wie es nur selten Sterblichen ein Gott vergönt.
Doch endlich — Vernens halber saßen wir ja dort —
Zu weiser Rede lenkt' ich das Gespräch zurück
Und sprach mit Nachdruck: „Heute hast du nun gesehen,

So jung du bist, was Mancher erst im Alter lernt,
 Wie treffend wahr der König Salomo bemerkt:
 Was wir im Buch gelesen aus der alten Zeit,
 Noch abermals vor unsern Augen ist's geschehn.
 Wir sahen dort und sehen hier ein gutes Volk,
 Vom argen Feind im heim'schen Lande hart bedrängt
 Und unvermeidlichem Verderben noch entrafft
 Durch Eines Führers weisen Rath und kühne That.“
 „O freilich, lieber Vater, fiel der Knabe bei,
 Ganz ebenso, als hätt' er's aus Cornel gelernt,
 Hat hier der brave Entrich seine Bürgerschaft
 Dem Zahn des argen Wüthrichs auf die See entführt.
 Schau dort liegt unser Salamis und dieser da
 Rein, Niemand soll ihn Erpel nennen — wie gemein! —
 Themistokles der Zweite heiß' er uns hinfort.“
 „Ei seht mir doch, da sprachest du ein kluges Wort,
 Versetzt' ich lachend; kleiner Mann, so soll es sein!
 Kund und zu wissen werd' es männiglich gethan,
 Mit welchem Laut man unsern Erpel rufen soll.
 Themistokles, den Namen trag' er sich zum Ruhm
 Vor Thier und Menschen bis zu jenem dunkeln Tag,
 Wo er gleich seinen Ahnen sein Geschick erfüllt.“
 Bedächtiglich aufs neue nahm der Sohn das Wort:
 „Welch ein Geschick? Von welchem Ende redest du?“
 Nun jenes mein' ich, dem kein Federvieh entgeht:
 Frist es der Fuchs nicht, isset es der Mensch zuletzt;
 Du weißt ja, was Martini zu bedeuten hat,
 Wenn spät im Jahr nach überstandner Feldarbeit
 Der Landmann sich zum Lohn etwas zu gute thut,
 Sich Gäste ladet in das Haus zum Festgelag
 Und auch den Knecht' und Mägden reichlich giebt ihr
 Theil;

Dann auf der Tafel Mitte prangt die Martinsgans
 Und jeder freut sich auf ein fettgebräuntes Stück,
 Der Becher kreist und Jubel tönt im Männeraal.
 Nun, solches Fest erfordert manches Braven Tod.
 Im Gänsestall, im Hühnerhof, im Taubenschlag
 Erliest die Schaffnerin zuvor die Weidlichsten,
 Das Mahl zu schmücken und die Gäste zu erfreun;
 Und dieses Schicksal kommt auch unsrem Entrich
 Gewiß einmal, und wär' er auch Themistokles.“
 Entsetzt vom Rasen sprang der wackre Sohn empor,
 Und Hornesröthen standen schön ihm zu Gesicht:
 „Rein, lieber Vater, das gescheh' ihm nimmermehr!
 Wie dürft' in unserm Hause so Barbarisches,
 Dergleichen man nie in der Welt erhört, geschehn?“

Und eine Weile finster brütend stand er da,
 Im Geist das Unerträgliche bewältigend,
 Bis leuchtend ein Gedank' ihm auf die Stirne stieg:
 „Ich hab's gefunden, wie ihm noch zu helfen ist!“
 Und wohlbedächtig jetzt von neuem hob er an:
 „Vom Prytaneion der Athener — hieß es so? —
 Hast du mir jüngst ein herzerfreuend Wort gesagt,
 Wie dieses Volk in angebornem Edelmuth
 Verdiente Männer bis ins Alter ehrete.
 Von ihren Thaten ruhend, aller Sorg' entrückt,
 Genossen sie im Rathhaus ihr gemeinsam Mahl,
 Der großen Zeit gedenkend, die sie einst gesehn,
 Und wandelten mit Ansehn durch die Bürgerschaft,
 Bis sie des Lebens müde sanft der Tod beschlich.
 Das war doch schön und wohlgethan! Lieb Väterchen,
 Was meinst du, ob wir bei unserm Entenvolk
 Ein Prytaneion stiften für Themistokles?“
 „Das hast du wieder, sagt' ich, recht und gut gesagt!
 Ich staune der Gefahrtheit, die zu gutem Zweck
 Du so verwerthest! Immer schlägt's zum Guten aus,
 Wenn zweien mit klugem Wechselwort zu Rathe gehn.
 Doch weißt du wohl, Herr über Leben oder Tod
 Des Federvolks auf unserm Hof ist nur Mama.
 Versuchs, du kluger Anwalt, mach dich eilend hin,
 Gib ihr Bericht von Allem, was Erstaunliches
 Sich hier begab und setze deine Rede wohl!
 Mit Wohlgefallen hört sie, wer mit seiner Wahl
 Der Worte Wohlbedachtes vorzutragen weiß.
 Du kennst ihr gütig Herz, und wie sie hochgesinnt
 Gewährung neiget jedem, dem sie helfen kann.
 Mach deine Sache gut, mein Sohn! Mit schönem Werk
 Bekrönen diesen Tag wir. Wenn uns dies gelingt,
 So leeren wir beim Spätmahl heut ein volles Glas
 Ein dreimal Hoch ausbringend dem Themistokles,
 Dem Zweiten dieses Namens, gleicher Ehren werth!
 Vom Messer losgesprochen ein für alle Mal,
 Mit Hafer, Klei' und Gerstenbrod und was ihm sonst
 Behagt, im Ueberfluß versorgt, ein Patriarch,
 Der viel Geschlechter überlebt, so trag' er lang
 Mit Urbehagen watschelnd seinen Hängebauch
 Wie Fallstaff in des Alters späte Tage fort,
 Bis ihn, des Lebens müde, sanft der Tod beschleicht.“
 So redet' ich mich selber in Begeisterung,
 Dem Lehrlinge zum Vorbild: wie man reden muß,
 Um Herzen zu bewegen, und noch manches mehr
 Wollt' ich ihm sagen, aber sieh — schon war er fort.



Benjamin Franklin.

Ein Lebensbild von Werner Sahn.

Mit Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.

(Schluß.)



Das erste Silbergeräth in Franklin's Hause.

Franklin's Frau stand ihrem Manne an Fleiß und Verstand für alles Rechte und Gute nicht nach. Vom ersten Tage ihrer Ehe nahm sie, immer nach ihren Kräften, an den Arbeiten des Geschäftes theil. Sie salzte und hestete Broschüren, verkaufte im Laden, nahm Bestellungen an, alles unbeschadet der Berrichtungen im Hause, die ihr allein oblagen. Das

Leben der jungen Eheleute war ohne Aufwand, ja dürftig bestellt. Die wohlfeilsten Möbel, die einfachste Kost genügte ihnen.

Franklin's Frühstück bestand aus Milch und Brot. Er verzehrte es mit einem zinnernen Löffel aus einem irdenen Näpfschen, das zwei Pfennige gekostet hatte.

Eines Morgens aber, als seine Frau ihn zum Frühstück rief, wollte er kaum seinen Augen trauen. Seine Frau war doch sonst so bescheiden und besonnen. Und nun —

welcher Luxus! Da stand die Milch in einer Steingutschüssel und ein silberner Löffel lag dabei. Marie hatte beides ohne Wissen ihres Mannes gekauft.

Franklin's Miene sah mehr nach Verwunderung und Borwurf als nach Freude und Zustimmung aus. Sie aber kam seinen Worten ruhig und freundlich zuvor. „Ich habe geglaubt,“ sagte sie, „mein Mann verdient einen silbernen Löffel und eine Steingutschüssel ebenso gut wie irgend einer unserer Nachbarn.“

Franklin befann sich und reichte ihr die Hand.

Dem ihm fiel das Sprichwort ein, das in der englischen Sprache lebt: „Wer vorwärts kommen will, muß sein Weib befragen.“ (He that would thrive, Must ask his wife.)

In der That, das Wachsthum des Wohlstandes wurde durch diese Ausgabe nicht gehindert. Und es vergingen nicht zehn Jahre, da befand sich in Franklin's Hause, seiner veränderten Stellung und seinem ausgebreiteten Umgang gemäß, Silbergeräth an Werth von mehr als 100 Pfund.



Im Dienste der Stadt, der Provinz und aller Kolonien.

Der erste Grund dazu, daß in Franklin's Haus und Leben eine mehr behagliche Art einkehrte, lag in zwei Unternehmungen: einer Zeitung und einem Kalender, die er herausgab. Die Zeitung führte den Titel: „Der Anleiter in allen Künsten und Wissenschaften, und Philadelphia-Zeitung.“ Man erkennt an diesen Worten, welchem Zwecke sie im Wesentlichen dienen sollte, gemeinnützige Kenntnisse sollten verbreitet, der Bildungs-

zustand der Zeitgenossen namentlich nach den Künsten und Wissenschaften hin gehoben werden.

Denselben Zweck, nur noch mehr auf das ganze große Volk berechnet, verfolgte Franklin seit dem Jahre 1732 auch durch den Kalender. „Der Kalender des armen Richard“ wurde er gemeinhin genannt. Er setzte sich schnell in Gunst, so sehr, daß jährlich etwa 10000 Exemplare verkauft wurden. Auf die Hebung der sittlichen Bildung war alles in ihm abgesehen. Gedanken solcher Art, z. B., daß ein Lasterhaster niemals, wie groß auch seine Fähig-

keiten sonst seien, ein Verständiger genannt werden könne; oder daß die Tugend nicht eher gesichert sei, als bis ihre Ausübung leicht und Gewohnheit geworden sei; oder daß einer Sache, die man für recht erkenne, niemals durch Verunglimpfung der Personen aufgeholfen werde, die ihr entgegen treten, — Gedanken dieser Art führte er dem Volke auf verschiedene Weise anschaulich und eindringlich vor, bald durch Erzählungen, bald durch Lehrsprüche oder Abhandlungen.

Alles Glück des Lebens beruht auf Tugend. Das war der Grundgedanke seiner Seele. Worin aber Tugend bestehe, welches ihre Hauptanforderungen seien, diese Fragen beschäftigten ihn täglich. Er prüfte sich anhaltend und abwechselnd um jede einzelne Tugend, eine nach der andern, ob er ihre Anforderungen auch leicht und ganz erfülle.

Das Wesen einer jeden Tugend prägte er in einem Lehrspruch seinem Geiste ein, z. B. die Entschlossenheit in dem Spruche: „nimm dir vor durchzuführen, was du mußt; vollführe unfehlbar, was du dir vornimmst!“ den Fleiß in dem Spruche: „verliere keine Zeit, sei immer mit etwas Nützlichem beschäftigt, entsage aller unnützen Thätigkeit!“ die Mäßigung in dem Spruche: „meide Extreme und hüte dich Beleidigungen so tief zu empfinden und so übel aufzunehmen, wie sie es nach deinem Dafürhalten verdienen!“ die Gemüthsruhe in dem Spruche: „beunruhige dich nicht über Kleinigkeiten, auch nicht über gewöhnliche und unvermeidliche Unglücksfälle!“

Er beschränkte die Tugend nicht auf das, was Seele und Geist allein angeht; er bezog sie auch auf mehr äußerliche und körperliche Dinge. Für die Tugend der Ordnung z. B. hatte er den Spruch: „laß jedes Ding seine Stelle und jeden Theil der Pflicht seine Zeit haben!“ für die Tugend der Reinlichkeit den Spruch: „dulde nichts Unreines am Körper, an Kleidern oder in der Wohnung!“

Zwei von den Sprüchen Salomonis, die sich auf die Tugend beziehen, waren ihm Leitsterne: „Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand, zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre; ihre Wege sind lieblich und Friede sind all ihre Stege.“ —

Durch jene beiden Unternehmungen, die Zeitung und den Kalender, wurde Franklin in weiten Kreisen so allgemein und so ehrenvoll bekannt, daß sehr bald auch die mannigfachsten Beweise der Anerkennung ihm zufließen. Im Jahre 1736 wurde er zum Schriftführer der Generalversammlung der Provinz Pennsylvanien ernannt. Der Hauptnutzen dieser Stellung lag in dem persönlichen Verkehr, in den

er mit allen Mitgliedern der Versammlung kam. Im Jahre darauf vertraute ihm der Gouverneur die Führung der Posthalterei, die außer dem Gewinn, der in seine Kasse floß, auch der Zeitung und dem Kalender zu gute kam. Nachrichten von außen fanden bequemer den Weg zu ihm, und der Betrieb der Blätter in die Umgegend ging leichter von statten.

Es geschah ihm nun, wie jedem, der ununterbrochen arbeitsam ist und das Gute will. Persönlicher Nutzen fällt ihm in Fülle zu, während er nur an das denkt, was für seine Mitmenschen nützlich ist.

Besonders wohlthätige Unterstützung aller seiner Bestrebungen gewährte ihm jener Verein gleichstrebender Bürger, der „Junto“. Man hatte die Bestimmung getroffen, daß nicht mehr als zwölf Mitglieder in ihn aufgenommen würden. Der Zweck dieser Beschränkung war, daß jeder Einzelne möglichst viel für die Arbeiten der Gesellschaft angestrengt würde. Als nun der Zudrang größer wurde, beschloß man, daß jedes Mitglied eine Zweigverbindung gründen könnte. So wuchsen in der Stadt andere kleine thätige, ja eifrige Bürgervereine auf. Jeder derselben war selbständig, und diente demselben Zweck. Denn jedes Mitglied des Junto konnte, was ihm wichtig erschien, mittels der Zweigvereine durch alle Kreise der Stadt hin ausbreiten. Vorschläge zur Besserung verschiedner städtischer Einrichtungen, wie Franklin sie namentlich zur Besprechung brachte, — die nächtliche Stadtwacht betreffend, die Feuerlöschung, das Pflaster, die Reinigung der Straßen, — alle diese gemeinnützigen Angelegenheiten erfuhren, bevor sie vor die Behörde kamen, die gediegenste Durcharbeitung im Kreise der Vereine.

Als Franklin 10 oder 12 Jahre in Philadelphia ansässig gewesen war, forderten die Arbeiten seines Erwerbes nur noch sehr geringe Zeit und Kraft von ihm. Tüchtige Werkmeister, besonders solche, die er vom Lehrling herauf erzogen hatte, fesselte er durch wohlwollende Kontrakte an sich. Er statete die einen mit Mitteln aus, um in andern Städten Druckereien zu gründen; er vertraute Andern die Leitung der verschiedenen Zweige seines Geschäfts in Philadelphia, der Druckerei, der Zeitung, der Papierhandlung.

Die Stunden, ja die Tage, die Franklin in Folge davon von persönlichen Geschäften frei wurde, geriethen allmählig in größerem Umfang zum Wohl der Stadt, der Provinz, bald auch der Kolonien im Ganzen. Von allen Seiten wurde er mit Ge-

meindeämtern bedacht. Der Gouverneur wies ihm das Amt des Friedensrichters zu; der Magistrat ernannte ihn zum Beisitzer des Gemeinderaths; die Bürgerschaft wählte ihn zum Abgeordneten in der Provinzialversammlung. Als dieses Letztere eintrat (1752), war sein ältester Sohn William so weit herangewachsen, daß er in die Stelle eintreten konnte, die sein Vater so lange ausgefüllt hatte, die Stelle des Sekretairs. Ueber alles dies ernannte ihn von London aus der englische Minister zum General-Postmeister in Amerika (1753). Er hatte in dieser Stellung sämtliche Postämter zu beaufsichtigen, die Abrechnung mit den Beamten zu bewirken und die Geldüberschüsse nach England zu senden.

Sein Ansehen wurde unter seinen Zeitgenossen wie das eines Königs. Sein Auge blickte in alle Verhältnisse, seine Hand hatte Einwirkung auf alle Thätigkeiten, sein Wort war zugleich klug und frei, wohlwollend und gebieterisch.

Bei Gelegenheit eines Krieges zwischen England und Frankreich, der in den nordamerikanischen Kolonien ausgefochten wurde, erließ er (es war 1755) anlässlich einer Aufforderung der Regierung, Wagen, Pferde und Leute für die englischen Truppen zu stellen, eine gedruckte, öffentliche Ansprache. „Freunde und Landsleute,“ war die Anrede an die Millionen. Und der Satz, mit dem er schloß, lautete: „Ich bin aufrichtig und wahrhaftig euer wohlmeinender Freund und Gömmer Benjamin Franklin.“

Er konnte wohl in dem Tone wie Könige reden. Hatte er doch königliche Werke vollbracht! Eines kennen wir schon, die öffentliche Bibliothek im Jahre 1731. Bald darauf legte er den Grund zu einem großen Hospital. Ein drittes Werk war ihm im Jahre 1749 gelungen, die Gründung der ersten Universität in Nord-Amerika.

Aber er vollbrachte alle diese Segenswerke nicht, wie viele Könige pflegen, nicht mittels eines Machtwortes, das ihnen ein Minister eingiebt und das Andere ausführen, sondern von der Idee und den ersten Vorbereitungen an schuf er sie, leitete sie durch alle Stufen und überwachte sie mit eigenem Rath.

Als er den Gedanken der Gründung einer Universität gefaßt hatte, begann er damit, in seiner Zeitung über die Mängel jener Einrichtungen zu schreiben, die dem Unterricht der Jugend dienen. Dann trat er mit bestimmter gefaßten „Vorschlägen zur Erziehung der Jugend in Pennsylvanien“ auf. Als er darauf eine Subskription in Umlauf setzte, kamen in wenig Tagen etwa 5000 Pfund (mehr als 30000 Thaler) zusammen. Land und Haus konn-

ten gekauft, Lehrer berufen, eine Freischule für den Unterricht armer Kinder mit dem Werk verbunden werden. Die Anstalt blühte schnell auf. Jeder begann sich dafür zu interessiren. Bis von England her flossen ihr Beiträge zu, Schenkungen an Land und Geld wurden ihr freigebig zugewandt. Eine hohe wohlgegründete Schule stand da, aus der Franklin bei seinem langen Leben viele Zierden des Vaterlandes hervorgehn sah.

Etwas im Jahre 1740 war es, als ein Prediger nach den nordamerikanischen Kolonien kam, Whitefield mit Namen, der in den größeren Städten Anreden an das Volk zur Besserung seiner Sitten hielt. Es war ein Mann von reinstem Herzen und mächtiger Beredsamkeit. Alles Volk lief ihm zu. Und bald verspürte man hier und dort heilsame Wirkungen. Predigend zog Whitefield weiter, von Kolonie zu Kolonie. Ueberall jammerte ihn des verirrtten Volks. Besonders in Georgien fand er das Elend so groß, daß er den Wunsch hegte, durch andere Mittel als bloß durch die Predigt zu helfen. Das Mitgefühl mit einer Menge verwaister Kinder weckte in ihm den Entschluß, auf seiner Rückkehr durch die reicheren Kolonien Sammlungen zu veranstalten, um ein Waisenhaus daselbst zu gründen.

In Philadelphia fand der Gedanke lebhaften Anklang. Nur war man über die Art der Ausführung mit Whitefield nicht einverstanden. Viele, und auch Franklin meinten, es sei zweckmäßiger, Philadelphia als Ort des Waisenhauses zu wählen. Kinder aus Georgien hierher, sei minder kostspielig, als umgekehrt Baumaterial und Arbeiter von hier dorthin zu bringen. Damals hatten in Georgien seit kurzem die ersten, und meistens verunglückte Ansiedlungen stattgefunden. Ohne weite Transporte von Menschen und Material war ein Werk solcher Art dort nicht auszuführen. Franklin war in diesem Urtheil so sicher, daß er sich vornahm, eine Wohlthätigkeitssteuer zu versagen, da der Prediger auf seiner Absicht beharrte. Als er sich in die Versammlung begab, in welcher Whitefield für seinen Plan werben wollte, überzählte er wie zum Ueberfluß das Geld, das er in der Tasche bei sich trug, — es war eine Hand voll Kupfergeld, 4 Silberthaler und 5 Goldstücke, — aber sein Entschluß war fest. Er wollte sich an der Sammlung nicht betheiligen.

Whitefield predigte, wie gewöhnlich, mit freudiger Seele, wenn es galt, die Gnade Gottes zu preisen, den Menschen das Vorbild seiner Liebe vorzuhalten. Wodurch kann der Mensch mehr dem

Herrn des Himmels ähnlich werden als dadurch, daß er ihn in seiner Liebe nachahmt! „In seiner Liebe nachahmt!“ sprach Franklin den Worten des Predigers nach. „Wie! und ich will mit dem Meinen kargen?“ Doch, weil er die Art der Ausführung nicht zweckmäßig fand, dachte er mit einer kleinen Gabe sich zu begnügen. Er beschloß, das Kupfergeld, das er bei sich hatte, hinzugeben.

Whitefield predigte weiter und kam darauf, das Unglück der Kinder zu schildern, denen fern von der Heimath im wilden unbekanntem Lande Vater und Mutter geraubt seien. „Oh!“ sprach Franklin, „muß ich mich nicht schämen, daß ich in einem Werke des Wohlthuns feilsche und streite!“ Er war

waren von den Stunden seines Tages regelmäßig einige wissenschaftlichen Forschungen gewidmet. Wissenschaft und Leben gingen bei ihm immer Hand in Hand, und jede Erkenntniß, die sein Geist gewann, suchte er für das Wohlbefinden im täglichen Leben, in Haus und Stadt auszunützen.

Gern gab er sich Erörterungen über Gott und Ewigkeit hin; aber seine Gedanken nahmen doch immer die Wendung zur Moral. Jede Wahrheit, die er erkannte, sollte zugleich dienen, das Gute und Brauchbare festzustellen. Die Sprachen studirte er, das Französische, Italienische, Spanische, auch das Lateinische, worin alle jene wurzeln. Er bedurfte ihrer für den Verkehr mit der Welt. Er ver-



jetzt entschlossen, auch die Silbermünzen aus der Tasche beizusteuern.

Whitefield faßte aber sein Herz noch stärker. Er sprach von der Weisheit Gottes, welche für das Glück der Menschen Wege finde, auch wo dieser sie nicht vermuthete; und dann sprach er von dem bösen Feind, den der Mensch im eignen Herzen gegen Gottes Gebote trage.

Da stand Franklin leise auf, trat, einer der Ersten, an das Becken, und legte ohne Aufsehn alles hinein, was er in der Tasche trug.

Forschen und Mühen.

Seitdem Franklin die Besorgungen seines Geschäfts treuen und tüchtigen Männern, die ihm das Seinige eifrig förderten, hatte übergeben können,

senkte sich in die geheimen Gänge der Natur, theils um sie kennen zu lernen, mehr aber noch, um sie sich dienstbar zu machen. Seiner Einsicht in die Art, wie die Wärme sich erzeugt und fortführt, entsprang die Erfindung eines neuen, eines offnen Ofens zu schnellerer Heizung und zu Ersparniß von Brennstoff. Der damalige Gouverneur der Provinz bot ihm ein Patent an. „Wir ziehen so große Vortheile aus den Erfindungen Andrex,“ meinte Franklin, „wie sollte ich mich nicht freuen, meinen Mitmenschen durch eine eigne Erfindung dienen zu können!“ Er lehnte jeden Vortheil, der ihm daraus flöße, ab. Unter dem Namen der „Pennsylvanischen Ofen“ wurde Franklin's Erfindung berühmt und weit verbreitet.

Diese Verschmelzung des Erkennens und Nützens

war es hauptsächlich, die jenem Vereine, den er unter den Bürgern Philadelphias gegründet hatte, so schnelle Ausbreitung zuwandte. Aus dem kleinen „Junto“, der auf 12 Mitglieder berechnet war, erwuchs noch zu seinen Lebzeiten die „amerikanische philosophische Gesellschaft“, die neben den königlichen Akademien in London und Paris zu Ansehen gelangte.

Was Wunder, daß einem Manne so umsichtigen klugen Geistes eine Entdeckung und Erfindung gelang, die seinen Namen für alle Jahrhunderte mit einem ganz ausgezeichneten Glanz umwoben hat!

Es war im Jahre 1746, daß Benjamin Franklin in den Besitz einiger elektrischer Apparate gelangte. Die wunderbare und gewaltige Kraft der Elektrizität nach allen Seiten kennen zu lernen, scheute er keine Mühe, und kaum verging ein Tag, an dem er nicht bekannte Experimente wiederholte und erweiterte und neue erfand. Die hauptsächlichste Erkenntniß, die er gewann, bestand in der Gewißheit vom Ausströmen der Elektrizität und Einfangen derselben durch Spitzen. Er meldete diese und ähnliche Entdeckungen in einer kleinen abhandelnden Schrift an die königliche Akademie zu London. Zu seiner Betrübnis erfuhr er nach einigen Monaten, daß seine Entdeckungen in Europa für unbedeutend erachtet und hinter das Schloß des Archivs gelegt seien.

Unterdessen aber hatten in seinem Geist die Gedanken weiter gewirkt. Seit etwa 30 Jahren war in der Physik die Vermuthung angeregt, daß die Erscheinungen, die in Folge der Reibung eines Harzcylinders, und die, welche aus der Gewitterwolke eintreten, derselben Naturkraft angehören. Franklin gewann durch verschiedene Schlüsse die feste Ueberzeugung, daß es so sei. Er setzte abermals eine Schrift auf, eine Schrift, in der er die Identität des Blitzes mit der Elektrizität nachwies, und sandte sie, wie jene vorige, nach London, indem er die Physiker Europas aufforderte, die Wahrheit seiner Behauptungen zu prüfen. Er meinte, die mehreren und vollkommeneren Apparate, die man an den großen Wissens- und Forschungsstätten Europa's besitze, würden noch sprechendere Resultate liefern. Armer Franklin! Als seine Schrift in der Akademie zu London gelesen wurde, war ihr Schicksal, daß sie von den Sachverständigen belacht wurde.

Franklin sorgte aber dafür, daß sie durch den Druck veröffentlicht wurde. Und in weiteren Kreisen war allerdings großes Aufsehen die Wirkung, die ihr unmittelbar folgte. Buffon's, des berühmten

französischen Naturforschers, Verdienst war es, daß eine Uebersetzung in's Französische besorgt wurde. Fast gleichzeitig erschienen Uebersetzungen in's Italienische, Deutsche und Lateinische. Ueberall, in den Versammlungen und Zeitschriften der Naturforscher aller Länder, besprach man die „Experimente von Philadelphia“. Und in Frankreich geschah es am 10. Mai 1752, daß Professor Dalibard vor dem Könige Ludwig XV. und dem ganzen Hof, dann auch vor dem neugierigen Paris, zum größten Erstaunen Aller die Experimente ausführte, die Franklin in seiner Schrift angegeben hatte. Dalibard ließ eine Eisenstange, 40 Fuß hoch, aufrichten und am untern Ende isoliren. Als eine Gewitterwolke über die Stange hinzog, zeigte er sowohl die Funken, die sich aus dem untern Ende ziehen ließen, wie auch alle andern Erscheinungen, die am Conductor der Elektrifizirmaschine gesetzmäßig eintreten.

Um eben diese Zeit erwartete Franklin in Philadelphia mit Ungeduld die Vollendung eines Glockenthurms, um dasselbe Experiment machen zu können. Der Bau schritt ihm nicht rasch genug vorwärts. Da versiel er auf den Gedanken, daß ein Drache, das Spielwerk der Kinder, ihm dieselben Dienste wie ein Thurm, leisten müsse. Es kam nur darauf an, einen elektrischen Leiter möglichst hoch in die Luft zu heben. Er fertigte einen Drachen, den er statt des Papiers mit Seide bezog (das Papier hätte vom Regen aufgeweicht werden müssen), und dessen vertikalen Stab er mit einer eisernen Spitze versah. Die Spitze wurde mit der Schnur, an welcher der Drache in die Luft gelassen werden sollte, in leitende Verbindung gebracht. Als am 4. Juni ein Gewitter über Philadelphia heraufzog, ging er heimlich (er fürchtete sich lächerlich zu machen, wenn der Versuch mißlang), nur von seinem Sohne William begleitet, ins Freie. Als über dem Drachen die erste Wolke dahinzog, ließ sich nichts wahrnehmen, kein Funke, kein Zeichen der Elektrizität. Eine zweite Wolke zog vorüber, und der Zustand der Schnur blieb unverändert. Unterdessen war aber der Regen stärker geworden. Und siehe, plötzlich stellten sich die haufenen Fasern der Schnur am untern isolirten Ende aufrecht und das Knistern der elektrischen Strömung ließ sich vernehmen. Die Schnur hatte erst feucht werden müssen, um einen guten Leiter der Elektrizität abzugeben. Franklin hielt nun den Finger gegen das Ende: ein Funke sprang über, einer nach dem andern, soviel er forderte.

Wie groß war die Erregung, als von zwei Orten her, von Paris und Philadelphia, die Ent-

deckung Franklin's als über jedes Bedenken erhaben hingestellt war! Wie beeilte sich nun die Londoner Akademie, ihre frühere Geringschätzung vergessen zu machen! Sie ernannte Franklin zu ihrem Mitglied und übersandte ihm die goldne Auszeichnungsmédaille. Durch alle Länder zog sein Ruf, und verschiedene Universitäten, die zu Cambridge, Oxford u. a., beschenkten ihn mit ihren Titeln „Magister“ und „Doctor“.

Die Erkenntniß war nun allgemein, das Wissen war preisgegeben. Aber zur praktischen Verwendung wartete die Mitwelt doch noch auf einen neuen Geistesfund Franklin's: auf die Konstruktion der nach oben zugespitzten und unten mit dem Erdboden verbundenen Metallstange, — des Blitzableiters, der das Gebäude, an dem er befestigt ist, vor Beschädigungen durch die elektrischen Schläge der Wolke bewahrt.

Im Jahre 1761 geschah es zum ersten Mal, daß ein Haus in Philadelphia, das mit dieser Vorkehrung versehen war, ohne Schaden vom Blitz getroffen wurde.

Der Gesandte der Kolonien in England.

Franklin war seinem sechzigsten Lebensjahre nahe, als die Mißhelligkeiten anhoben, welche das friedliche Verhältniß der Kolonien zum Mutterlande störten und im Laufe der Jahre einen Krieg hervorriefen, der, von beiden Seiten mit großer Anstrengung geführt, die gänzliche Lostrennung der Kolonien von England zur Folge hatte.

Die Bevölkerung in den Kolonien ist immer ausschließlich mit Landbau, Handel und Gewerbe beschäftigt gewesen. Eine Einrichtung, die der der stehenden Truppen in den europäischen Staaten entspräche, hat es daselbst nie gegeben. Im Fall eines Krieges muß die Truppenmacht erst aus dem Volke gezogen werden. Wehrfähige Männer, mit Waffen versehen, werden zu Regimentern verbunden und Befehlshaber nach Gemeindebeschlüssen ernannt. Wer in dem Alter und Ansehen steht, den ruft die Wahl zu diesem Dienst.

Franklin hatte in früherer Zeit zweimal Kriegsdienste geleistet. Die Händel, welche in Europa zwischen Frankreich und England im 18. Jahrhundert fast ohne Unterbrechung gesponnen wurden, spielten sich auch auf amerikanischem Boden ab, sowohl an den Küsten, wo feindliche Kriegsschiffe, — als im Innern des Landes, wo die Indianer als Verbündete der Franzosen gefährlich waren. Das erste Mal hatte Franklin als Gemeiner Dienste bei den Batterien gethan, die am Delaware unterhalb

Philadelphia gegen die feindliche Flotte errichtet waren. Das zweite Mal war er, mit dem Range eines Obersten ausgestattet, theils in Philadelphia mit dem Wacht- und Einübungsdienst, theils an den Grenzen der Indianer mit der Erbauung von Forts beschäftigt gewesen. Als nun die Streitigkeiten mit England heraufzogen, war Franklin zu hoch im Alter, als daß ihm noch die äußern Anstrengungen des Krieges hätten zugemuthet werden mögen. Desto größer wurde die Unterstützung, die er seinem Vaterlande durch die geistigen Waffen der Rede und des Ansehns erwies.

Franklin war in einer Angelegenheit untergeordneten Werths als Abgesandter mehrerer Provinzen (Pennsylvanien, Georgien, Neu-Jersey) im Jahre 1764 nach London gereist, als durch ein verhängnißvolles Gesetz jener Same der Zwietracht zwischen Mutterland und Kolonien gesät wurde. Die Geldnoth, in welche England durch seine fortlaufenden Kriege gerathen war, hatte den Ministern des Königs den Gedanken eingegeben, die Kolonien zu besteuern. Und schnell war dieser Plan durch einen Beschluß des Parlaments zum Gesetz erhoben. Wie Ein Mann standen die Kolonien dagegen auf. „Steuern?“ sagten sie. „Ja, wir werden sie zahlen! aber nicht diejenigen, welche das Parlament uns auferlegt, sondern die, mit denen wir uns selbst besteuern. Als Engländer haben wir dies Recht. Ohne Vertretung im Parlament keine Abgaben an England!“ Dies war der Beschluß des Kongresses, der in den Kolonien sogleich zusammentrat.

Der Widerspruch zwischen Kolonien und Mutterland war im ersten Augenblick so groß und unterschieden, daß eigentlich, wenn eine der Parteien nicht nachgab, der Krieg schon vorhanden war. Und allerdings, nach gewissen Seiten hin schien es so. Blutige Streitigkeiten gab es an den Zollstätten, die auf Befehl der englischen Regierung eingerichtet wurden. Die Gouverneure schritten zu gewaltsamen Maßregeln, um die Bevollmächtigten an Zusammenkünften zu hindern; die Kolonien hinwieder schlossen sich, wie wenn sie mit England in erklärtem Krieg wären, gegen alles ab, was sonst von diesem Lande her zu ihnen kam. Die englischen Kaufleute verloren ihre Kundschaft in Amerika. Man umging die Gesetze, die über die Besteuerung gegeben waren.

Daß der Ausbruch des Krieges nichts desto weniger 10 Jahre lang auf sich warten ließ, hatte hauptsächlich den Grund, daß England, zu sehr geschwächt, eine abermalige Kriegsanstrengung scheute. Die Regierung hoffte, durch kleine Aenderungen im Zollsystem die Kolonien zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Auch Franklin's Charakter wirkte eben dahin. Als Abgesandter in Betreff jener andern Angelegenheit in London gegenwärtig, wurde er nun auch beauftragt, diese neue Streitsache zu vertreten. In seinem Charakter aber lag es, so viel wie möglich der Versöhnung das Wort zu reden. All seinen Einfluß auf Minister, wie Parlamentsmitglieder wandte er dahin, daß das Recht der Selbstbesteuerung in irgend einer Form den Kolonien gegeben würde. Er schilderte die Willfährigkeit der Kolonien zu allem, was dem gemeinen Wesen nothwendig sei. Er bedauerte den Zwiespalt, der immer weiter aufzuklaffen drohe. „So wenig wie zwischen Privatpersonen jede Beleidigung zum Duell führe, sei auch unter Völkern nicht jede Uneinigkeit einen Krieg werth. Der Gegner, den man ehre, sei zur Nachgiebigkeit mehr geneigt, als den man mißachte.“ Zuweilen griff er zum Spott, um die Thorheit der Regierungsmaßregeln empfinden zu lassen. Er erzählte scherzweise, der König von Preußen habe so eben ein Gesetz ergehen lassen, durch welches die Bewohner Englands zu Steuern nach Preußen herangezogen würden, weil sie Nachkommen der Angeln und Sachsen wären, die einst aus Preußen ausgewandert seien.

Wie Franklin es auch versuchte, er drang mit seinen Ansichten in London nur bei Wenigen durch. Der Gedanke, den Kolonien irgend welche Rechte einzuräumen, galt je länger je mehr geradezu für Verrath am Vaterlande.

Da mußte Franklin im elften Jahre seiner Anwesenheit in London aus einem Vorfall im Parlament merken, daß seine persönliche Freiheit bedroht sei.

Lord Chatham — mit seinem bekannteren Namen William Pitt —, ein einsichtsvoller Freund beider Länder, Englands wie Nord-Amerika's, ein früherer Minister Englands, hatte im Umgang mit Franklin sich über alle Bedingungen, durch welche der Friede, ehrenvoll für beide Parteien, erhalten werden könne, Klarheit verschafft. Er hatte seine Gedanken in einer Schrift niedergelegt und diese dem Parlament überreicht. Am 2. Februar 1775 sollte darüber berathen werden. Franklin hatte als Zuhörer im Hause Eingang erhalten und, auf den Ausgang gespannt, saß er, vorne an die Schranke gelehnt. Die meisten Redner verwarfen den Plan der Ausgleichung. Da ließ der Minister, Lord Sandwich, sich zu einem persönlichen Angriff gegen Franklin verleiten. Er heftete am Schluß seiner Rede die Augen auf Franklin und sprach: „Ich glaube den Mann, der die Schrift verfaßt hat, vor mir zu sehen; er ist

einer der grausamsten und erbittertsten Feinde, die England je gehabt hat.“ Da Franklin in der That nicht der Verfasser, überdies als Zuhörer im Hause öffentlich zu reden nicht berechtigt war, so begnügte er sich, den Blick des Ministers mit der Miene der Verwundrung zu erwidern. Er schwieg auch deswegen, weil er ja wußte, daß Lord Chatham reden werde.

Schon erhob sich dieser alte würdige Freund. „Es ist eine unerwartete Anklage,“ sagte er, „die ich ernst zurückweise, als ob ich mich jemals zum Werkzeug eines Andern hergegeben hätte. Ich habe die Schrift verfaßt, dem Geist und dem Wortlaut nach. Und England wird es dereinst bereuen, rücksichtsvollen Gedanken der Gerechtigkeit Gehör versagt zu haben. Den Mann aber, der hier als einer der grausamsten und erbittertsten Feinde Englands bezeichnet ist, halte ich mich, nicht weil ich seiner Freundschaft mich rühme, sondern um der Wahrheit willen, die man auch dem Feinde schuldig ist, für verpflichtet in Schutz zu nehmen. Er ist, ich bekenne es öffentlich, ein Mann, der nicht nur der englischen Nation, sondern dem ganzen Menschengeschlecht zur Ehre gereicht.“

Franklin verließ bald darauf, auf den dringenden Rath seiner Freunde, England.

Der Gesandte der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's in Frankreich.

Als Franklin im Frühjahr 1775 in seinem Vaterlande wieder eintraf, war alle Bevölkerung der Kolonien in feuriger Kriegsbereitschaft. Nicht „Selbstbesteuerung“, sondern „Löstrennung von England“ war nun das höher gesteckte Ziel. Franklin wurde sogleich zum Mitglied des General-Kongresses der Provinzen gewählt. Es kam, neben allem, was in den Kolonien geschah, besonders auch darauf an, mit Europa Verbindungen anzuknüpfen, Fürsprecher, Mittkämpfer zu gewinnen. Franklin wurde zum Vorsitzenden des Bureaus ernannt, welches diese Zwecke brieflich verfolgte. Außerdem berieth er, gemeinschaftlich mit Washington, dem Befehlshaber der Kolonialtruppen, die Verpflegung, Ergänzung und Organisation derselben.

Aber seines Bleibens im Vaterlande war nicht lange. Als am 4. Juli 1776 im Kongreß zu Philadelphia die Unabhängigkeitserklärung der Kolonien stattgefunden hatte, glaubte der junge Staatenbund der persönlichen Vertreter im Auslande nicht länger entbehren zu dürfen. Und Franklin war der erste, der mit der Vollmacht eines „Gesandten“

ausgestattet nach Europa reiste. Sein Auftrag ging nach Frankreich.

Welcher Gegensatz lag in der Art, wie er vor kurzem sich aus London verschleucht, und wie er jetzt in Paris sich empfangen sah! Der Gedanke, daß er der Abgesandte eines Staates sei, der seine Freiheit erkämpfe, legte einen hellen Schein um sein Haupt. Sein persönliches Auftreten in einfacher, schlichter Kleidung, seine ungekünstelte, schmucklose Haartracht, die Abwesenheit des Glanzes, aller Zierereien der Mode, seine jugendlich rüstige Haltung in so hohem Alter (er hatte das siebenzigste Jahr überschritten), seine lebhaft, geistvolle und immer verbindliche Sprache bei aller Offenheit und Unverhohlenheit — alles dies ließ ihn dem Volke wie ein ganz unvergleichliches Wesen erscheinen. Dabei wußte man von ihm, was er der Welt bereits geleistet, — dem Blitze vom Himmel hatte er den Weg angewiesen! Was Wunder, daß das leicht entzündete französische Volk sich zu ihm wie zu etwas Außerordentlichem hindrängte! Jeder wollte ihn sehen, ihm zujuchzen, wollte Antheil an ihm haben; die höchsten Kreise rissen sich um seine Gunst, luden ihn zu ihren Festen und verherrlichten ihn in hochtönenden Sprüchen und Liedern; Künstler verfertigten Büsten und Portraits vom „amerikanischen Weisen“; Schnupftabaksdosen, Ringe mit seinem Bilde wurden von Jedermann gekauft.

Franklin war auch dem französischen Volke gegenüber klug. Er überlegte, daß eine Schwärmererei um so schneller verrauscht, je heißer sie auftritt. Doch wünschte er, nicht um seinetwillen, sondern um seines Vaterlandes willen, sich in Gunst beim Volke zu erhalten. Er nahm daher seine Wohnung fern vom Pariser wankelmüthigen Treiben, in Passy, einem Orte, der damals noch von der Hauptstadt weit ab lag, einem Dorfe mit freier ländlicher Umgebung. (Seit 1860 gehört Passy zu Paris und bildet das 16. Arrondissement.) Von hier aus zeigte er sich nur selten, nur, wenn er für sein Vaterland bringende Schritte that, dann aber mit großer Aufmerksamkeit gegen Alle, Hoch und Niedrig. Er wußte, wie sehr die Regierung in Paris von den Stimmungen des Volks, des großen Haufens auf den Straßen, abhängig ist.

D'Alembert, ein berühmter französischer Naturforscher, begrüßte ihn bei seiner Aufnahme in die französische Akademie mit einem lateinischen Hexameter: „Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis“ (Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter). Franklin lehnte die Ehre von sich ab. Namentlich mit Bezug darauf, daß er

„den Tyrannen das Scepter entrißen“ habe, wollte er sein Verdienst darauf beschränkt wissen, daß er das Volk seines Vaterlandes in Verstand und in sittlicher Bildung so zu heben gesucht habe, daß dieses in sich die Kraft besitze Tyrannei nicht zu dulden. Es war Bescheidenheit, die aus Franklin sprach. Denn ohne den wunderbaren Einfluß, den seine Persönlichkeit in Paris gewann, — wer weiß, ob die Kolonien den Kampf siegreich zu Ende geführt hätten!

Sein Werk war es, daß sofort und wiederholentlich Geldsummen von Frankreich nach Nordamerika gingen, die es möglich machten, die Truppen zu bezahlen, daß seit dem Jahre 1778 zwei wohlgerüstete französische Flotten an dem Kampfe gegen England theilnahmen; sein Werk, daß von Paris aus eine freudige Stimmung für die Sache der Nordamerikaner über ganz Europa sich ausbreitete, daß aus allen Ländern, aus Deutschland, Italien, Polen, Ungarn freiwillige Kämpfer mit Waffen und Geld zur Unterstützung hineilten, daß, während überall die Wogen schwärmender Begeisterung für die Idee der Freiheit rauschten, England sich allein, verlassen und verspottet sah als das einzige Volk, das für Willkür und Tyrannei kämpfte.

Im Gedächtniß Franklin's hatte von seiner Kindheit an ein Spruch, den sein Vater ihm oft vorgeführt, eine bleibende Stätte gefunden. Er lautete: „Siehst du einen Mann redlich in seinem Geschäft, der wird vor den Königen stehn.“ Dieser Spruch hatte sich an Benjamin in vollstem Maße erfüllt. Abgesehen von Zusammenkünften mit anderen Königen, deren Benjamin Franklin um seiner wissenschaftlichen Bedeutung willen gewürdigt wurde, fand in Versailles am 20. März 1778 die feierliche Audienz statt, in der er, als Gesandter der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, dem Könige Ludwig XVI. vorgestellt und von diesem als Vertreter einer neuen Weltmacht begrüßt wurde. Die Staatsverträge aber, die bald darauf folgten, die Friedenspräliminarien vom 30. November 1782 und der Friedensvertrag vom 3. September 1783, zeigen Franklin's Namensunterschrift.

Friedrich der Große und Franklin.

Franklin stand seinem 80. Lebensjahre nahe und hatte wohl ein Recht, um seine Abberufung von dem schwierigen Posten zu bitten. Er wünschte in seiner Heimath zu sterben.

Bevor er aber zum letzten Mal sich der Meeresstraße anvertraute, hatte er von Paris aus noch Gelegenheit, einen der ruhmestwürdigsten Staats-

verträge zu unterzeichnen, an dessen Zustandekommen er die letzte Zeit gearbeitet hatte: den preußisch-amerikanischen Freundschafts- und Schiffahrtsvertrag vom 10. Juli 1785. Es ist der erste Staatenvertrag der Erde, in welchem das Privateigenthum zur See für unverleßlich erklärt wurde.

Friedrich der Große und Franklin begegneten sich in diesem Gedanken, daß der Krieg auch zur See nicht zum Schaden unbewaffneter und neutraler Privatpersonen, nicht zum Raube, sondern lediglich

schaft der Stadt gingen ihm entgegen, alles Volk sagte ihm Dank.

Sogleich fielen nun in der Heimath ihm die höchsten Ehrenstellen zu. Er wurde Gouverneur der einstmaligen „Provinz“, jetzt des „Staates“ Pennsylvanien, daneben zum Präsidenten der verfassunggebenden Versammlung gewählt. Die Höhen der Ehre und Macht dieser Welt waren sein.

Hatte je ein Gefühl des Stolzes sich seiner bemächtigt? Hören wir die Grabchrift, die Frank-



zu dem Zweck, von dem bewaffneten und erklärten Feinde einen festen Frieden zu erzwingen, geführt werde. Noch immer ist dieser Gedanke der Menschlichkeit und Billigkeit nicht von allen civilisirten Staaten der Erde angenommen. Um so mehr gereicht es den beiden Staaten zur Ehre, in so früher Zeit Vorkämpfer des Gedankens gewesen zu sein.

Letzte Lebensjahre und Tod.

Am 14. September 1785 betrat Franklin wieder den Boden seines Vaterlandes. Die Glocken läuteten, die Mitglieder des Kongresses, die Bürger-

lin selbst für sich bestimmt hatte!

„Hier ruht der Leib Benjamin Franklin's, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem der Inhalt herausgenommen und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist), eine Speise für die Würmer. Doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern (wie er glaubt) einst wieder erscheinen in einer neuen, schöneren Ausgabe, durchgesehn und verbessert von dem Verfasser.“

Am 17. April 1790 starb Franklin.

Washington, sein Freund und Mitkämpfer, hielt ihm die Grabrede. In Paris aber legten die Mitglieder der Nationalversammlung dreitägige Trauer um ihn an.



Die Schwester mit dem guten und die Schwester mit dem bösen Herzen.

Märchen von

Julius Sturm.

Illustration von A. Ehrhardt.



In einem kleinen Häuschen lebten zwei Schwestern, von diesen war die eine so schön wie der Tag und die andere so häßlich wie die Nacht. Aber die schöne Schwester hatte ein böses, die häßliche dagegen ein gutes Herz. Das aber wußten die Leute nicht und die Schwestern wußten es eben so wenig. Der schönen hielt der Stolz das böse, der häßlichen die Demuth das gute Herz verborgen. Die schöne Schwester machte den Tag über nichts, als daß sie ihre goldenen Haare flocbt, sich mit Rosenwasser wusch und vor dem Spiegel pußte. Dann ging sie spazieren und die Leute sahen ihr nach und alle Männer sagten: „das sei das schönste Mädchen in der ganzen Stadt.“ Während der Zeit mußte die häßliche Schwester, die nur alte, abgelegte Kleider trug, die ganze Arbeit allein verrichten, das Wassertragen, Kochen, Waschen, Fegen und Betten, und mußte spinnen, bis ihr das Blut von den Fingern lief; denn sie mußte die schöne Schwester mit ernähren. Dafür hatte sie immer nur Scheltworte und lose Reden zum Danke, und konnte der Schwester nichts recht machen und nimmer genug Geld schaffen zu neuen Kleidern. Aber sie trug Alles geduldig und meinte, das müsse so sein, dafür sei ihre Schwester das schönste Mädchen im Lande und sie das häßlichste. Sie freute sich, wenn sie ihre holde Schwester nur ansehen durfte und wenn die Leute nicht genug von dem wunderschönen Mädchen reden konnten.

Nun kamen zwar Freier über Freier in das kleine Häuschen, aber sie mußten alle mit langen Nasen abziehen, denn es war kein Prinz darunter, und „einen Prinzen muß ich haben!“ sagte die schöne Schwester, „einen Andern nehm' ich nicht. Und wenn ich erst Prinzessin bin, dann sollst du als Jungfer im Schlosse bei mir dienen. Aber du mußt mir dagegen versprechen, daß du es nicht sagen willst, daß du meine Schwester bist. Ich müßte mich sonst darüber vor Scham in die Erde vertriehen, daß ich eine so häßliche Schwester habe.“ — Da meinte die häßliche Schwester, das sei ganz in der Ordnung, und sagte: „Wenn ich nur bei dir bleiben und dich aus der Ferne ansehen darf, will ich Alles thun, denn

ich habe dich so lieb, daß ich ohne dich nicht leben kann.“

Eines Tages mußte die häßliche Schwester hinaus in den Wald gehen, um Erdbeeren zu suchen. Bößlich stand sie vor einem Apfelbaum, der kleine grüne Äpfel trug. Weil sie sehr hungrig war und die Erdbeeren, die sie gepflückt hatte, der Schwester gehörten, wie sie meinte, blickte sie verlangend nach den grünen Äpfeln, und war recht traurig darüber, daß sie so hoch hingen. Aber plötzlich schüttelte sich der Baum und ein Apfel fiel herunter und sie hob ihn auf, aß ihn und ging nach Hause. Als sie eintrat, schrie ihre Schwester laut auf und fing an heftig zu weinen und schalt ihre Schwester eine böse Heze. Das häßliche Mädchen dachte, die Schwester glaube, sie habe die schönsten Erdbeeren selbst gegessen und nur die geringeren nach Hause gebracht, und verschwor sich hoch und theuer, sie habe nichts gegessen als einen kleinen Apfel. — Da rief die andere: „Hängen noch mehr Äpfel an dem Baume?“ „Freilich“ lautete die Antwort, „eine ganze Menge.“ „Geschwind, geschwind,“ rief die schöne Schwester, „nimm die Leiter und führe mich zu dem Baume; das ist ein Wunderbaum. Sieh nur, wie du aussiehst! du bist ja jetzt viel schöner als ich.“ Und sie führte die Schwester vor den Spiegel und die Schwester erschrak über ihre eigene Schönheit und weinte darüber, daß sie nun schöner sei, als ihre Schwester. „Laß dein Weinen,“ rief die andere, „mach geschwind und komm; ich will essen, essen, bis ich hundertmal schöner bin, als du, und dann heirathe ich nur einen König.“ So gingen sie in den Wald und die Schwester mit dem guten Herzen mußte die Leiter tragen und konnte ihrer Schwester nicht schnell genug gehen. Endlich kamen sie an den Baum. Die Schwester mit dem bösen Herzen stieg eilend hinauf und aß einen Apfel nach dem andern. Da rief ihr plötzlich die Schwester ganz erschrocken zu: „Halt ein! halt ein!“ und wollte sie von der Leiter herabziehen; jene aber lachte und höhnte: „Hundertmal schöner, als du, muß ich werden!“ Endlich konnte sie nicht mehr essen und sagte: „Nun ist's genug, nun wollen wir gehen. Ach, wenn ich doch schon vor meinem Spiegel stände.“ Die andre

aber weinte bitterlich. Als sie nach Hause gekommen waren und die Schwester mit dem bösen Herzen vor dem Spiegel stand, schrie sie laut auf, denn sie war häßlich geworden wie die Nacht. Wüthend fuhr sie auf ihre Schwester los, schlug sie heftig, trieb sie aus dem Hause und schloß die Thüre hinter ihr ab. Dann heulte sie so laut, daß es alle Nachbarn hörten.

Das arme Mädchen aber, das so schön geworden war, ging traurig in den Wald zurück, aß und aß von den Aepfeln, um wieder häßlich zu werden, wurde aber immer schöner ohne es zu wissen. Endlich schloß sie ein. Plötzlich hörte sie Hörner in der Nähe tönen, und als sie erwachte, stand ein schöner Jüngling vor ihr und hinter ihm standen reichgekleidete Jäger. Der schöne Jüngling verneigte sich tief und sprach:

„Ich bin König dieses Landes und du sollst meine Frau Königin werden, denn du bist die Schönste!“

Erst schlug sie erröthend die Augen nieder, als aber der König nicht aufhörte zu bitten und zu flehn und ihr sagte, wie viel Gutes sie als Königin im Lande thun könne, widerstand sie ihm nicht länger. Die Engel des Himmels jubelten und freuten sich an dem Glück der guten Schwester. Der König führte sie mit sich fort in sein Schloß und am andern Tage war die Hochzeit. Das Glück der Frau Königin wäre vollkommen gewesen, hätte sie nicht immer an ihre Schwester denken müssen. Sie schickte Boten aus, als diese aber zurückkehrten, meldeten sie, daß das Häuschen leer stehe und Nie-

mand wisse, wohin die Bewohnerin gekommen sei. So vergingen mehrere Jahre.

Einst meldete sich eine häßliche Dirne als Magd; sie hatte nirgends einen Dienst finden können, wie sie erzählte, weil sie so häßlich sei. Man berichtete den Vorfall der Königin und weil diese an ihre Schwester dachte, befahl sie, daß man die häßliche Magd in der Küche beschäftigen solle. Nach einiger Zeit fragte die Königin, ob die neue Magd anständig

und fleißig sei, und der Oberkitchenmeister lobte sie vor allen andern als ein braves, fleißiges und demüthiges Mädchen. „Laß sie zu mir kommen,“ befahl die Königin; bald darauf trat die häßliche Magd ein.

Da erschraf die Frau Königin heftig und die Magd stürzte ihr weinend vor die Füße und küßte den Goldsaum des Kleides. Die Königin aber hob sie weinend auf und schloß sie in die Arme und nannte sie ihre liebe, liebe Schwester, denn diese und keine an-

dre war es. Nun mußte sie bei der Frau Königin bleiben und der König schenkte ihr prächtige Kleider und der ganze Hof mußte sie in Ehren halten. Sie blieb aber demüthig und still. Von nun an wurde sie wieder mit jedem Tag schöner und immer schöner, und ein vornehmer Hofherr beehrte sie zur Frau und sie versagte ihm ihre Hand nicht, denn er war ein braver Mann und sie hatte ihn schon längst im Stillen geliebt. Da gab es bald eine lustige Hochzeit und am Hofe lebten fortan zwei schöne Schwestern mit zwei guten Herzen. —



Sprüche von Otto Sutermeister.

Heil dem, der jeden Tag in Andacht so beginnt,
Daß er auf Befres heut als gestern sich befindet.

Vorsichtig der Gefahr sollst aus dem Weg du gehn,
Doch die dich überrascht, verachten und bestehn.

Am Neckar.

Ein Abend und Morgen in Heidelberg.

Von **Georg Lang.**

Mit Original-Illustrationen von **H. Schuster.**



„Was war das? Ich höre Musik!“ rief Georg seinem Freunde zu. „Musik hier im grünen Buchenwald? Wenn ein Heimchen zirpt, dann hörst du schwärmerischer Jüngling sogleich eine Geige; summt gar noch eine Biene dazu, so ist das der Brummbaß, und deine Phantasie hat bald ein ganzes Orchester zusammen!“

„Gewiß und wahrhaftig, ich höre ein ganzes Orchester! Bleib' nur einmal stehn und plaudere nicht so viel, du hörst nur nicht die ferne Musik, weil du dich selbst hörst.“

Nun standen die beiden Knaben, von denen jeder etwa fünfzehn Jahre zählen mochte, laufend stille, ebenso ein alter Herr, der ihnen augenscheinlich Führer war.

Georg hatte wirklich Recht. Vom Thale trug der sommerliche Abendwind harmonische Töne herauf bis in den stillen Bergwald, nur leise wahrnehmbar wie der duftige Odem einer zarten Waldblume aus dem Gebüsch.

Nun stürmten die Knaben weiter, eine Lichtung suchend, um auszuschaun, woher die Musik ströme.

Der Alte aber mäßigte bald ihre Eile, indem er rief: „Ich habe versprochen euch zu führen; nun folgt mir auch schön. Ihr dürft nicht eher Ausschau halten, als bis ich euch zur rechten Stelle geführt habe. Erst auf dem Philosophenweg treten wir in's Freie.“

„Ach, lieber Herr Landrichter, wir sind aber keine Philosophen, warum müssen wir denn bis zum Philosophenweg kommen, ehe wir in's Freie Ausschau halten dürfen?“

„Daß ihr keine Philosophen seid, braucht ihr mir nicht erst zu versichern. Diesen Philosophenweg aber sollt ihr betreten, um Heidelberg in seiner Herrlichkeit urplötzlich vor euch zu sehen.“

Unser jungen Wanderer hatten den lebenswürdigen Mann Tags zuvor in Neckarsteinach kennen gelernt, und ihn gebeten, sich ihm anschließen zu dürfen.

„Hört ihr“, fuhr er fort, „wie die Musik immer deutlicher zu uns herauf tönt? Folgt mir hier links

durch dieses Dickicht, — jetzt rechts gehalten und dann aufgepaßt — tretet heraus in's Freie, ich halte die Aeste, daß sie euch nicht in die Augen schlagen.“

Hervor huschten die beiden Burschen, blieben aber plötzlich wie versteinert stehen. Sie hielten die Hand gegen die Augen, als ob sie das lichtvolle Bild blendete, das sich vor ihren Blicken ausbreitete.

Steil ab fielen unter ihnen die lustigen Weinberge zum blauen Neckar, während am jenseitigen Ufer die Stadt Heidelberg sich hinstrckte, vom Abenddunste halbverschleiert und dicht dem Flusse zugebrängt durch den mächtigen, dunklen Gaisberg, auf dessen erstem Vorsprung die weltberühmten Ruinen des Heidelberger Schlosses im herrlichsten Abendsonnengolde sich von der dunklen Bergwand abhoben.

So sehr sie die wunderbar schöne Aussicht entzückte, so wurde ihr Auge und Ohr doch bald gefesselt von dem überaus fröhlichen Treiben, das den Neckar belebte. Festlich beslaggte Schiffe trieben den Strom abwärts der Stadt entgegen, dicht besetzt mit einer bunten Menge über alle Massen fröhlicher Studenten, deren jugendfrische Stimmen sich oft in kräftigem Chore den Tönen einten, die ein wohlbesetztes Orchester über die Fluth sandte. —

Wer hätte es vermocht das Erstaunen der beiden Knaben zu schildern? Aber auch der bejahrte Herr konnte dem Zauber des Augenblickes nicht widerstehen, und der eignen Burschenjahre gedenkend, sang er hell mit:

„Frei, frei, frei ist der Bursch!“

„O Herr Landrichter, nur schnell hinab, daß wir dort die Studenten mit den Schlägern in der Hand näher beschaun können!“

„Nicht doch, meine jungen Freunde! Halt! hier bleiben! Da unten verschwindet ihr in der Menge, die dem Schauspieler vom Ufer aus zuschaut; von hier aus aber beherrscht euer Auge alles, was ihr zu sehen wünscht.“ —

„Wir hätten es in der That nicht besser treffen können. In der lieblichsten Abendbeleuchtung die Prachtlandschaft! Tief unter uns Fluß und Stadt. Gerade gegenüber auf gleicher Höhe mit uns das leuchtende Schloß. Seht ihr über ihm das Gebäude,

Am Heidelberg du seine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.
Trompeter von Säckingen.

das an ein Schweizerhaus erinnert? Morgen werden wir, wenn ihr frühe genug aus den Federn könnt, dort auf der s. g. Molkentur unseren Kaffee trinken. Und habt ihr noch etwas Kraft übrig behalten, nachdem ihr so viel derselben heute ausgegeben, dann steigen wir weiter hinauf bis zu dem Thurme, der noch weit höher ganz dort oben auf der Spitze des Berges sich erhebt."

"Das ist gewiß der Kaiserstuhl?"

"Ganz recht. Eigentlich trägt er den Namen Königsstuhl; seitdem er aber 1815 von den Kaisern von Oesterreich und Rußland erstiegen worden ist, wird er auch oft Kaiserstuhl genannt. Nun seht,

das Schloß Heidelberg wandert. Und daß dieses Bild belebt wird durch die Herrn Studenten, die sich heute von der glänzendsten Seite zeigen, das macht auf euch, ihr jungen Springinsfeld, mehr Eindruck als alle Naturschönheiten." —

"Ja, offen gestanden," rief nun August, der vor Ungeduld sich zappelnd drehte wie ein gefangenes Eichhörnchen, "ich muß, ich muß hinunter zu den Studenten, ich glaube meines Bruders Freund unter ihnen zu erkennen; dort der ist's gewiß, — nein der — doch nicht, der!"

"Ich muß euch wohl folgen, ihr Hitzköpfe; denn mir scheint, über einem blanken Schläger vergeht



Heidelberg.

wie rechts von uns die Berge steil zur Ebene des Rheins abfallen. Habt ihr gute Augen, so müßt ihr den Dom von Speier gewahren. Folgtet wir etwas weiter auf unserem Wege dem Neckar, so könnten wir auch Mannheim erspähen. Diese Stadt werden wir morgen früh besser wahrnehmen als heut am Abend. — Nun werft noch einen Blick in das heimliche Thal, aus welchem der Neckar hervordringt. Wie herrlich gruppieren sich hier die Höhen zu beiden Seiten des Flusses!

"Es ist ein ungemein lieblicher Spaziergang, wenn man dem Philosophenweg stromaufwärts folgt bis zum netten Dörfchen Ziegelhausen und dann auf der andern Seite zurück über den Wolfsbrunnen und

ihr die ganze Herrlichkeit eines Sommerabends in Heidelberg."

So setzten sich denn die drei Wanderer in Bewegung, die Schritte beflügelt durch die Klänge des Tannhäusermarsches, der mit jeder Minute kräftiger an ihr Ohr schlug.

Nun hatten sie endlich die schöne steinerne Brücke erreicht, die zur Stadt hinüber führt; aber die Statuen, welche dieselbe schmücken, sahen sie nicht, so sehr war ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch alles, was mit den Jüngern der Wissenschaft zusammenhing. Und wenn ihnen gar so ein Herr Student mit recht vernarbten Wangen begegnete, das niedliche, buntgestickte Käppchen auf

dem Ohre, dann sahen sie staunend und ehrfurchtsvoll zu ihm hinauf.

Mehr und mehr aber stellte sich endlich bei den jugendlichen Wanderern eine Abspannung ein, die sie ein gastliches Dach wünschen ließ, und Georg fragte:

„Kehren wir auch ein, wo der Herr von Rodenstein sein Standquartier einst aufschlug, Herr Landrichter?“

Wer reitet mit zwanzig Knappen ein
Zu Heidelberg im Hirschen?
Das ist der Herr von Rodenstein,
Auf Rheinwein will er hirschen!“

August noch einmal ausrief: „Nein, den heutigen Abend vergesse ich im Leben nicht; die Schiffe voller Studenten, die prachtvolle Musik und dazwischen die dröhnenden Böllerschüsse!“

„Und ich weiß nicht, ob ich dem gestrigen Abend nicht den Vorzug geben soll,“ meinte der Georg. „Denke nur an das friedvolle Neckarsteinach! Das Städtchen an sich nimmt sich schon gar niedlich aus, wie es sich um den stark gebogenen Fluß schmiegt. Und hast du jemals irgendwo schon gesehen, daß sich wie dort vier Burgen unmittelbar über einer Stadt erheben? Denkst du noch daran, wie am jen-



Neckarsteinach.

„Nein, meine jungen Freunde, wir kehren ein, wo noch ein vornehmerer Ritter, Götz von Berlichingen, einst Herberge gesucht haben soll, wir kehren im „Ritter“ ein.“

Und bald standen sie vor dem alterthümlichen Hause, das mit seinen schönen steinernen Ornamenten all die Zerstörungen überdauert hat, durch welche die Stadt in früheren Jahrhunderten heimgesucht wurde.

Es war spät geworden. Mehr als nach Speise und Trank hatten unsere Wanderer Verlangen nach dem Bett.

Schon streckten sie die müden Glieder behaglich unter die Decke und das Licht war gelöscht, als

seitigen Ufer die Schafe weideten und die Landleute singend vom Felde heimzogen? Und dazu tönte das Abendglöckchen seine Friedensklänge.“

Jetzt hätte sich wie gewöhnlich ein hitziges Wortgefecht zwischen den jungen Freunden entsponnen, die sich übrigens von Herzen gut waren, wenn nicht August bereits über dem Zuhören eingeschlafen wäre.

Wie schämten sich beide morgens, als der alte Herr Landrichter schon völlig angekleidet in ihr Zimmer trat, während sie noch in den Federn ruhten!

„O weh, ihr Schläfer,“ sagte kopfschüttelnd der alte Herr, „nun ist es für ein Frühstück auf der Wolkentur zu spät! Das nehmt ihr jetzt hier, und wir besuchen dann das Schloß.“

Bald standen die jungen Wanderer marschbereit neben ihrem väterlichen Freunde, der sie den Burgweg hinauf führte. Rechts zog sich dem Wege entlang eine hohe Mauer, welche die Bergwand bekleidet, während links der Blick bei jedem Schritt freier wurde. „Hier steht,“ rief Georg auf einen alten Stein in der Mauer deutend:

„Phaltzgraf Friedrich Churfurst bawt mich 1552.“

Und der vorauseilende Freund rief: „Hier aber steht:

Phaltzgraf Carl Ludwig Churfurst Bawet
mich 1651.“

„Solcher Steine findet ihr noch zwei,“ belehrte sie ihr Führer. „Der eine sagt, daß Kurfürst Karl Theodor v. d. Pfalz 1751 das Schloß zum Theil wieder herstellen ließ, und der andere berichtet dasselbe von Kurfürst Karl Friedrich von Baden aus dem Jahre 1805. Dabei mögt ihr auch behalten, daß der Grund zum Schlosse zu Ende des 13. Jahrhunderts gelegt ward.“

„Nun aufgepaßt! seht, durch welche starke, düstere Gewölbe wir schreiten, indem wir in das Innere des Schlosses dringen. Warum wohl wendet sich hier der Eingang in scharfem Winkel rechts?“

„Er wird wohl nicht anders zu bauen gewesen sein!“ rief Georg.

„Fehlgeschossen! Ihr könnt an den besetzten Plätzen immer die Wahrnehmung machen, daß die Eingänge Winkel oder Bogen bilden, weil sie auf diese Weise besser zu vertheidigen sind.“

Hier in den Gewölben wird es merklich kühler und recht unfreundlich. Um so erquickender ist die Aussicht durch die mächtigen grünmrankten Fensterebogen, die sich gegen die Stadt öffnen.

Noch eine Wendung des Weges, und aus den feuchtkalten Gewölben traten sie heraus auf einen herrlich gelegenen, Stadt und Gegend weithin beherrschenden Altan. In behaglicher Länge und Breite

dehnt er sich vor der Fassade eines stolzen Baues aus, gleichsam der Schemel des glänzenden Fürstenschlosses.

Mit innigem Vergnügen gewahrte der alte Herr, wie sich auf dem Angesichte seiner jungen Freunde die morgensfrohe Stimmung der lieblichen Gegend abspiegelte.

Hier überblickt das Auge die ganze Stadt, deren Dächer zum Theil so nah unter dem Beschauer liegen, als müßten sie durch einen Steinwurf zu erreichen sein. Der von Fahrzeugen belebte Neckar verläßt die Berge und eilt durch die Ebene dem nur noch wenige Stunden entfernten Rheine zu.

„Dort drüben am Heiligenberge erkenne ich deutlich den Philosophenweg wieder, auf dem wir gestern Abend standen!“ rief Georg. „Aber nun erst gewahre ich recht, wie herrlich auch das jenseitige Ufer ist. Wie einladend grüßen am Fuße des Berges die Häuser aus ihren wohlgepflegten Gärten herüber! Wie schön lagern sich die Weinberge an die Bergseite bis zum Walde reichend, der den Gipfel schmückt!“

Mittlerweile schritt August halblaut zählend den Altan entlang.

„Was hast du denn zu zählen, junger Freund?“ fragte der gute Alte.

„Ich soll einen Aufsatz über unsere Reise schreiben, und da muß ich doch den Umfang dieses Altans angeben. Er ist 55 Schritte lang und 15 breit!“

„Das scheint mir nun nicht gerade eine Hauptsache; viel wichtiger ist es, daß du etwas von der sonnenwarmen Bergesluft in den Aufsatz bringst, die uns hier umweht; daß er die glückliche Stimmung athmet, die euch selbst erfüllt; Zahlen helfen dazu wenig. Kommt übrigens, daß wir erst das Schloß ganz besichtigen, ehe wir uns plaudernd niederlassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche von Friedrich Güll.

Aus einem schweren, plumpen Marmorblock
Formt echten Künstlers Zauberhand
Den schlanken Leib mit wallendem Gelock,
Mit leichtem, lustigem Gewand.

Muth singt als Lied nicht aus der Kehle,
Muth klingt als Wort nicht von der Zunge:
Der ernste Sohn der starken Seele
Eilt still zur That mit raschem Sprunge.

Paß' nicht ein jedes Wort beim Schopf,
Schau' nicht zu jeder Miene scheel.
Ein kläglich Leben: ein Sauertopf
In unaufhörlichem Krakehl.

Wohl straft nicht jede Schlechtigkeit
Die weltliche Gerechtigkeit.
Doch, wenn selbst das Gewissen eingeschlafen,
Des Volkes Gottesurtheil wird sie strafen.



Räthsel.

Von

Friedrich Güll.

1.

Mit **g** bin ich ein Plan, nicht Wiese und nicht Aue,
Und nie berührt von Sichel oder Sense,
Der Kinder Spielplatz und der Weideplatz der Gänse.
Mit **f** ein Seegeräth an langem, dickem Taue,
Das bannt ein Schiff im Braus der Sturmeswellen,
Dass es nicht an dem Fels der Küste kann zerschellen.

2.

Mit **S—t** und mit **b**
Bin ein Genosß der Gerns ich,
Mit **W** und mit **f—t**
Pfl egt man am Rhein mich emsig.

3.

Ein **a** inmitten drück' ich dich,
Dafür ein **i** berück' ich dich,
Statt **i** ein **u** entzück' ich dich.

4.

Ich wohn' in keines Ritters Burg
Und trag' von ihr doch meinen Namen,
Bin ich auch Bauer mit dem Pflug,
Und Fischer mit dem Netz und Hamen.
Das **r** hinweg, steh' ich oft gut
Für den, der sein nennt keinen Gulden,
Und zahle, wenn auch mißgemuth,
Die von ihm nicht getilgten Schulden.

5.

Wer nennt mir doch den seltenen Stein geschwind,
In welchem funkelnd Feuer, klares Wasser
Untrennbar in- und durcheinander sind.

6.

Wo hin und her man streitet
Und zankt ob Mein und Dein:
Mein Spruch zuletzt entscheidet
Mit strengem Ja und Nein.
Nicht kümmert's mich, wenn ich entschieden,
Ob der, ob jener ist zufrieden.

Von

Robert Löwike.

1.

Mit **u** des faulen Schülers Qual,
Mit **a** eilt es vom Berg zum Thal.

2.

Mit **i** kannst du's am Kopfe sehn,
Mit **e** siehst du's am Himmel stehn.

3.

Mit **a** ist es ein Ding von Eisen,
Mit **u** kann's plaudern, schmecken, speisen.

4.

Mit **g** dient es zu Schmuck und Bier,
Mit **d** nennt es ein nützlich Thier.

5.

Mit **r** ist es als Gott bekannt,
Mit **i** als Feldfrucht oft genannt.

6.

Oft steht's auf dem Tisch
Mit Braten oder Fisch.
Wirf ein **l** hinein,
Wird's von Eisen sein.

Auflösung der Räthsel Seite 126.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

- | | | |
|----------------------------------|-----------------------------|------------------|
| 1. Trauer, Mantel, Trauermantel. | 2. Wolf, Milch, Wolfsmilch. | 3. Fibel, Fabel. |
| 4. Buchhandlung, Tuchhandlung. | | |

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

- | | | | |
|--------------|----------------|----------------------|------------------------------|
| 1. Anhalten. | 2. Beschlagen. | 3. Nebe, Rübe, Kabe. | 4. Kasten, Nest, Riß, Kofst. |
| | | 5. Wade, Mode, Made. | |



von Robert Löwische.

Kapsel-Räthsel.*)

Du mußt das Ende von dem einen,
Den Anfang von dem nächsten Wort
Geschickt zum neuen Wort vereinen, —
Und was du suchst, hast du sofort.

I.

Kei ne Ro se ohne Dornen. **)

II.

Mit ernstn Dingen treibe kei ne Pos sen.

III.

Die Reisenden sind auf's höchste überrascht und
entzückt, wenn sie plötzlich von der See her Messina er-
blicken.

IV.

Der Hafen Messina's bietet so viel Schönes und
Ueberraschendes, wie es der Hafen Palermo's kaum zu
bieten hat.

V.

Alle lauschten dem Seher, der weise die Zukunft
enthüllte.

VI.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall.

VII.

Für die Grundlage des Studiums der Medicin
wird die Anatomie gehalten.

*) Vergleiche „Deutsche Jugend“ Band XII. Seite 28
„Ein neues Geographiepiel“ von R. Löwische.

**) Vorbereitende Auflösungen siehe am Schluß der
Kapselräthsel. Die vollständige Auflösung der beiden ersten
Kapselräthsel gibt dem Leser den Anhalt für die Lösung der
nachfolgenden.

VIII.

Ein Athlet erlangt durch unausgesetzte Uebung
stärkere Muskeln, als andere Menschen haben.

IX.

Wer ungefällig und eigensinnig ist, sagt nicht gern
„Ja“, sondern lieber „Nein“.

Vorbereitende Auflösungen.

I.

Ein oft genannter Kaiser. (Nero.)

II.

Ein bekannter lateinischer Autor. (Nepos.)

III.

Ein Gott der Griechen.

IV.

Eine große Stadt in Rußland.

V.

Ein deutscher Dichter.

VI.

Ein Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit und
Größe.

VII.

Eine Göttin der Römer.

VIII.

Ein aus der römischen Geschichte bekannter Name.

IX.

Ein Held bekannt aus der griechischen Sage.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Knackmandeln Seite 127.

I.

Fritz hat vorher 36, Emil 22 Mark in seiner
Sparbüchse gehabt.

II.

Nach 28 Jahren.

III.

Ursprünglich sind in dem ersten Korbe 35, in
dem zweiten 15, in dem dritten 10 Äpfel gewesen.

IV.

Am 12. Tage; denn am Morgen des 2. Tages

befand sich die Schnecke 30 Centimeter über der Erde,
am Morgen des 3. Tages 60 Centimeter, am Mor-
gen des 12. Tages 330 Centimeter, und da sie an
diesem Tage wieder 80 Centimeter weiter in die Höhe
kriecht, so wird sie also schon am 12. Tage den oberen
Rand der Mauer erreicht haben.

V.

In der Klasse waren 5 sechsjährige, 13 sieben-
jährige und 29 achthährige Knaben.